VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

0089

Rettet die Linzer Hafenbecken

april 2011

versorgerin Nr / 89 / APR 2011 / österreichische Post AG / Sponsoring Post, GZZ 022033621 S / RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENG.4, 4040

editorial

Ein herzliches Grüß Gott! Wie geht es GOtt denn in diesen Tagen? Spielt es jetzt Krise der Theodizee reloaded oder ist ohnehin kein Platz mehr für IHN? »Religionskritik im Zeitalter des ungeglaubten Glaubens« verhandelt Lars Quadfasel von der Hamburger Studienbibliothek auf einer Doppelseite (4+5). Immerhin ein Viertel der ÖsterreicherInnen glaubt noch an die Hölle und – wie man bei Quadfasel nachlesen kann – 66 % der Deutschen an Schutzengel.
War der Antisemitismus die Religion der Nationalsozialisten? Diese und andere Fragen zum Thema NS können am 29. Mai in der Stadtwerkstatt beim Tagesseminar »Ideologie und Volksgemeinschaft« von Luis Liendo Espinoza gestellt werden. Mehr dazu auf Seite 7. Gläubige Nazi waren die Eltern oder Großeltern der InterviewpartnerInnen von Jo Schmeiser und Simone Bader (Klub 2) für ihren neuen Film »Liebe Geschichte«, über den Sabine Rohlf auf Seite 6 schreibt.
Erstmals die Möglichkeit, Dinge zu verändern, sieht Thomas von der Osten-Sacken in den Umwälzungen im arabischen Raum. Ein Interview mit dem *Jungle World*-Autor und -Blogger von Dominik Meisinger finden Sie auf Seite 8. Dass sich die Dinge auch zum Schlechteren ändern könnten, etwa in Ägypten, befürchten viele in Isreal. Dazu mehr auf Seite 9 von Stephan Grigat, der sich vor kurzem in Tel Aviv aufgehalten hat.
Antisemitische Abwehr bestimmte jahrzehntelang vor allem in Österreich die (Nicht-)Rezeption der Musik Gustav Mahlers, dessen 100. Todestag sich am 18. Mai jährt. Am 9. Juni ist der Wiener Autor und Kulturwissenschafter Gerhard Scheit mit dem Vortrag *Pogrommusik. Gustav Mahler und Theodor W. Adorno* in der Stadtwerkstatt zu Gast. Renate Göllner rezensiert das neue Buch über Mahler von Scheit und Wilhelm Svoboda auf Seite 11.
Siegfried Kracauer ist vor allem als Autor des Filmbuchs *Von Caligari zu Hitler* bekannt. Der Band *Kracauers Blick* zeigt neue Facetten des Frankfurter Journalisten und Soziologen, vor allem seinen Blick auf die Stadt. Tanja Brandmayr hat die Herausgeberin Christine Holste auf Seite 13 zum Interview gebeten.
Ein Auszug aus seinem überaus witzige Roman, für den Fritz Ostermayer *Im Sumpf* kaum genug Superlative finden konnte, wurde erstmals in dieser Zeitung vorabgedruckt. Jetzt ist Philip Hautmanns *Yorik* im Trauma Verlag erschienen und er gibt Anna Masoner auf Seite 12 Auskunft darüber.
Und noch zur Finsternis hierzulande. Erwin Riess erzählt auf Seite 10 Unglaubliches vom heimischen Gesundheitswesen am Beispiel Kärnten und Franz Fend protestiert auf Seite 17 gegen das Bettelverbot, siehe auch http://www.bettellobby.at.
Das Cover dieser Ausgabe ist von unserer Layouterin Astrid Benzer und zeigt mögliches Leben in den Linzer Hafenbecken, denen die Verlandung droht. Mehr darüber auf Seite 3.

Ahoi
k.

servus@servus.at

Du bist Terrorist?



Vortrag: Anne Roth, Berlin
Do, 28. April 2011, 19.00 Uhr
Wissensturm – 2. Stock / E09 / Erdgeschoß
Kärntnerstraße 26, 4020 Linz
Tel: 0732 70700

Das Schlagwort »Web 2.0« steht heute für die partizipative Teilnahme im Netz (Internet), wo NutzerInnen ihre Inhalte selbst erstellen, bearbeiten und veröffentlichen. Unterstützt werden diese Aktivitäten durch »Gratis«-Plattformen, wie »Facebook«, die Online-Enzyklopädie »Wikipedia«, »Flickr«, »Youtube«, »Twitter« und Co.

In der so genannten »Blogsphäre« kann sich jede/r öffentlich zu jedem Thema äußern. Damit öffnet sich das Feld politischer und gesellschaftspolitischer Meinungsbildung auch denjenigen, die bisher kein öffentliches Forum und keine Mitsprachemöglichkeiten hatten. Durch diese neuen kulturellen Praktiken kommt es zu einer zunehmenden Verlagerung des sozialen Austauschs von einer realen auf eine virtuelle Ebene.

Die Preisgabe von privaten Daten und individuellen Vorlieben auf sozialen Netzwerken birgt aber auch eine Gefahr aus datenschutzrechtlicher Sicht. Gerne wird auch eine kritische Diskussion darüber von NutzerInnen

DU BIST TERROR-IST?

Dass virtuelle Aktivitäten im Zeitalter von Web 2.0 auch eine direkte Konsequenz auf das reale Leben haben können, beweist der Vortrag von **Anne Roth** aus Berlin.

Vortrag:
Do, 28. April 2011-19:00
Wissensturm - 2. Stock / E09 / Erdgeschoß
Kärntnerstraße 26, 4020 Linz, Österreich
Tel: 0732-70700

mit dem Argument »Ich habe nichts zu verbergen…« verharmlost.

Was aber, wenn es auf einmal heißt »Sie sind Terrorist« und Sie zählen zu den Betroffenen bzw. Verdächtigen?

Dass virtuelle Aktivitäten auch eine direkte Konsequenz auf das reale Leben haben können, beweist die Geschichte von Anne Roth aus Berlin.

Anne Roth (annalist) lebt in Berlin und ist Medienaktivistin, Journalistin und Mutter zweier Kinder. Seit Juli 2007 wurde sie als Partnerin ihres Lebensgefährten bekannt. Andrej Holm, Soziologe wurde morgens um 7 Uhr in der eigenen Wohnung als Terrorist festgenommen. Ab diesem Zeitpunkt begann Anne Roth über das Innenleben einer Terrorismus-Ermittlung zu bloggen und begann Web 2.0 Plattformen zu nutzen, um das absurde Theater der eigenen Überwachung einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. http://annalist.noblogs.org

Eine Veranstaltung von servus.at, der Linzer Netzkulturinitiative in Kooperation mit dem Wissensturm. Gefördert durch das Land Oberösterreich im Rahmen des KUPF-Innovationstopfes 2010 .

Art Meets Radical Openness (LiWoLi 2011)

12. - 14. Mai, Kunstuniversität Linz

Mit dem jährlichen Fixpunkt zum Thema Kunst und Kulturproduktion mit freier und Open Source Software und offener Hardware starten wir das vierte Mal wieder auf der Kunstuniversität am Hauptplatz. Bis zum 27. März war der internationale **Open Call** am Laufen. 35 Einreichungen warten darauf gesichtet zu werden. Unter den EinreicherInnen auch einige KünstlerInnen aus Brasilien, Argentinien und Chile, was mit einem doch relativ knappen Budget eine Herausforderung wird, obwohl uns unsere Kooperationspartnerin, die Kunstuniversität heuer außergewöhnlich unterstützt.

Art Meets Radical Openness eröffnet heuer erstmals mit einem Versuch eines Ausstellungs-Labors, wo FLOSS-KünstlerInnen nicht nur ihre Werke in einer Ausstellung präsentieren, sondern in den Folgetagen ihre Arbeit in offenen Workshops vermitteln. Ob freie Produkte, offener Code oder Anleitungen zum selber machen – so etwas passiert nur, wenn Kunst auf radikale Offenheit trifft.

In der LiWoLi-Nightline in der Stadtwerkstatt freuen wir uns auf das 15-köpfige Linux-Laptop-Orchestra aus den USA und auf viele coole Beiträge aus der lebendigen Community! Let's FLOSS…

bis dahin gibt es noch viel Arbeit!
Stay tuned – *www.liwoli.at*

BLOWER - eine reaktive Installation (FLOSS & ART) …

www.servus.at/blower

… konnte das erste Mal am 3. März in der **nomadenetappe** erfolgreich gezeigt werden. Ein idealer Raum, der sich für unseren Aufbau perfekt geeignet hat. Nicht aber nur der Raum war perfekt, sondern auch die kompetente und flexible Unterstützung der Betreiber war ein Freude für uns!

Vier Tage vor der Ausstellung war schweißtreibendes Löten und Tüfteln im servus Clubraum angesagt!

BLOWER – eine reaktive Installation, die in Logfiles gespeicherte Suchbegriffe in Luftströme umwandelt, und so die häufigsten Schlagworte in ein körperlich erfahrbares Medium transformiert. BLOWER handelt von statistischer Logfileanalyse und Datenrepräsentation. Die Installation ist ans Internet angeschlossen und ermittelt automatisiert mittels Perlskript die Häufigkeit der Suchbegriffe, die InternetnutzerInnen zu einem bestimmten Webserver führen. Maximal 150 dieser Schlagwörter korrespondieren mit 300 gestapelten Lüftern. Dort erzeugen häufig verwendete Suchanfragen einen stärkeren Luftstrom als seltener vorkommende. Ausgehend von der Frage, nach welchen Begriffen gesucht wird, findet man so eine der seltenen Situationen, bei der BesucherInnen ihren Wunsch oder Begehren mitteilen. Die Motivation für den Website-Besuch lässt sich so relativ einfach herausfinden. BLOWER macht dieses statistische Datenmaterial als Luftstrom erfahrbar. Zusätzlich werden die gewonnenen Daten per Bluetooth an die Mobiltelefone der AusstellungsbesucherInnen versendet.



Jede BesucherIn einer Website hinterlässt Spuren, egal ob es sich um Menschen oder Software (Suchmaschinen) handelt. Diese Spuren werden in den Logfiles aufgezeichnet. Die Auswertung dieser Protokolldateien



lässt Rückschlüsse auf die Nutzung von Websites zu. Auch wenn eine Logfile-Auswertung nichts über die tatsächliche Qualität und den Inhalt der übermittelten Daten aussagt, liefert sie doch eine messbare Tendenz der Bedeutung der Wörter. Zum Beispiel kann eine Logfileanalyse einen Hinweis auf die soziale Relevanz einer Website geben. Ein zentraler Punkt der Arbeit ist die künstlerische Erforschung der Repräsentation von Techniken und Grundlagen, die unter anderem in der Marktforschung für statistische Visualisierungen benutzt werden. Die Kombination aus akkurater Statistik und beschleunigtem Luftstrom stellt sich als absurdes Theater dar, aber auch als Kritik an allgegenwärtiger Datenvisualisierung. Im Fall der ersten Ausstellung in der **nomadenetappe** haben wir die Logfiles von der CBA, dem freien Radio-Archiv mit BLOWER ausgewertet. http://cba.fro.at

Verlandung des Linzer Hafens verhindern!

Die Lage an der Donau ist ein entscheidendes Merkmal von Linz und trägt ganz wesentlich zur Attraktivität dieser Stadt bei. Die Donau verleiht Linz einen Hauch von Internationalität, was diese Stadt ganz dringend braucht.
Die Integration des Flusscharakters in die Stadt gelingt auf mehrfache Weise:

- An der weitläufigen Donaulände in Urfahr, die Natur mitten in der Stadt schafft.
- Rund um die Nibelungenbrücke, wo der Schnittpunkt von Auto- und Schiffverkehr zu einem dynamischen Zentrum wird.
- Und auch im Hafenviertel, wo die wirtschaftliche Komponente des Flusses schon seit vielen Jahrzehnten die besondere Identität dieses Stadtteils prägt.

Es ist wohl nur logische Folge, dass sich in diesem spannenden Umfeld mehrere kulturschaffende Institutionen niedergelassen haben.
Dieses Potential würde durch ein räumliches Verschieben der Industriezeile weg vom Hafen empfindlich gestört. Aus diesem Grund ist es völlig unverständlich, dass der Raum des Flusses eingeschränkt werden soll. Vielmehr muss diese Aqua-Grundlage genützt und weiter ausgebaut werden. Diese Chance jetzt zu verbauen bzw. zu verlanden, ist ein völlig falsches Signal.
Es gibt viele Gründe, die für die Erhaltung der Hafenbecken sprechen. Dies spiegelt sich in den verschiedenen Initiativen wieder, die sich dafür einsetzen. Ein Zusammenschluss Linzer Kulturschaffender hat folgenden offenen Brief verfasst. Unterstützen Sie diese Aktion mit Ihrer Unterschrift unter *http://verland.ung.at*. Zur Zeit haben bereits ca. 200 Personen folgenden offenen Brief unterzeichnet:

Alternativen zur Verlandung der Linzer Hafenbecken – Kunst und Kulturschaffende aus dem Raum Linz wollen einen Diskurs

Jänner 2011

Eine wachsende Zahl von regionalen Kunst- und Kulturarbeiter/innen, unabhängigen Praktiker/innen und Visionär/innen konzentriert sich zunehmend auf natur- und ressourcenbewusste Projektkonzeptionen.
Maritime und nautische Belange stehen in diesen Arbeiten oftmals und sichtbar im Brennpunkt. Im Zuge dieser Bestrebungen ist auch das Naturelement Wasser selbst von Bedeutung, insbesondere seine stetige Präsenz, die unsere Kulturlandschaften definiert. Ausformuliert als flexible Arbeitssituation, sozial relevante Kommunikationsplattform oder innovative Ausstellungsalternative entstehen Konzeptionen, die Wasserflächen kreativ nutzen und einbinden. Dadurch entstehen auch wandelbare Lebens- und Arbeitswelten, deren Fokus auf der behutsamen Integration von jeweils vorzufindenden Natur-, Kultur- und Industrieelementen liegt. Gerade in und um Linz an der Donau tut sich viel auf dem Wasser.

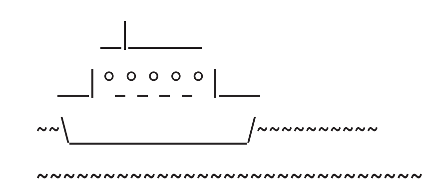
Diese Dynamik nehmen wir, die Unterzeichnenden, zum Anlass, um unsere Missbilligung hinsichtlich der geplanten Teilverlandung der Linzer Hafenbecken zu bekunden.
Es ist nicht so, dass die Wasserflächen nicht mehr gebraucht werden!

Wir wollen darauf hinweisen, dass sich Anwendungsalternativen anbieten. Alternativen, die einer mannigfaltigen kulturellen Nutzung dienen, die symbiotisch ineinandergreifend die biologische Diversität dieser Region erhalten und auch die historische Integrität dieser Becken wahren.

Häfen sind für Städte identitätsstiftendes öffentliches Gut. Wir wollen uns jenes als Einwohner und Arbeiter/innen in dieser Stadt nicht nehmen oder beschneiden lassen. Uns geht es um die Schaffung von Zugängen, die flexibel und modular gestaltet, das Leben auf, im und mit dem Wasser unterstützen.
Entsprechend den Direktiven der Hafendirektion darf durchaus ein geordneter Wildwuchs entstehen.
Ob nun als Traum vom eigenen Schiff, als Symbol von Freiheit und Unabhängigkeit oder als Vision ganzer Flotten. Separiert zu konventionellen Freizeitboot-Anlagestellen, angedockt in semi-urbanen Räumen, wollen wir in den Linzer Hafenbecken eine agilbleibende Umgebung erhalten. Die den Stadt-, Wasser-, Industrie- und Naturraum mit einander verknüpft.

Uns liegt daran, gemeinsam mit den Verantwortlichen unsere Konzeptionen und mögliche Alternativen bezüglich der Hafenbecken zu diskutieren.

Ahoi,



Die VerfasserInnen (alphabetisch)**:**

fiftitu%
Vernetzungstelle für Frauen in Kunst und Kultur – Planung: Büro am Wasser, Harrachstraße 28, 4020 Linz
KuenstlerInnenkollektiv Eleonore
Schwimmender Arbeitsraum im Winterhafen, stroem.ung.at, Am Winterhafen 26i, 4020 Linz
Paul Fischnaller
Betreiber der Hofkabinetts Linz, Helletzgruberstraße 30, 4020 Linz
Bernhard Gilli
schwemmland.wordpress.com, Sparbersbachgasse 49, 8010 Graz
Gottfried Hattinger
freier Kurator / künstlerischer Leiter, Festival der Regionen, Hinterwies 5, 4100 Ottensheim
Didi Kressnig
servus.at, Kirchengasse 4, 4040 Linz
Markus Luger
Bootsbauer, Tabor 4/2, 4100 Ottensheim
David Moises
Künstler unter Wasser, PF 08, 1042 Wien
Leo Schatzl
UfG LV: Wasserflächen als öffentlicher Raum, Industriezeile 33b, 4020 Linz
Stadtwerkstatt Linz
Kunst und Kulturverein, Lände – Nibelungenbrücke (DeckDock 2135.0 LU), Kirchengasse 4, 4040 Linz
Henk Stolk
Künstler am Wasser, Mariengasse 4, 4020 Linz
Andi Strauss
Künstler am Wasser, Tabor 4/5, 4100 Ottensheim
Time's up
Kunst- und Kulturverein, Stadthafen Linz, Industriezeile 33b, 4020 Linz
Christoph Wiesmayr
schwemmland.wordpress.com, Estermannstraße 11, 4020 Linz

Dieser Brief erging bereits an die Linzer Politik und Verwaltung:

Bürgermeister Franz Dobusch
Büro des Landeshauptmannes Josef Pühringer
Linz Kultur
Hafen Linz
Via Donau - Standort West
Schifffahrtsaufsicht Linz
Vizebürgermeisterin Christiana Dolezal
Vizebürgermeister Erich Watzl
Vizebürgermeister Klaus Luger
Magistrat der Landeshauptstadt Linz Dienststelle BzVA
Magistrat der Landeshauptstadt Linz Dienststelle TBL
Stadträtin Eva Schobesberger
Stadtrat Detlef Wimmer
Stadtrat Johann Mayr
Stadträtin Susanne Wegscheider

Eine weitere Initiative gegen die Verlandung des Hafens findet man unter *http://www.hafen-linz.at*

Stadtwerkstatt im Stadtmuseum Nordico - "Im Garten"

20. Mai bis 16. Oktober 2011
Führungen: 24.6.11 / 30.9.11

Foto: Franz Xaver

An der Donaulände wächst eine Weidenbank von Klemens Knopp. Im Museum wird mit einem Livebild aus der Donau ein Diskurs "natürlich oder künstlich" fortgesetzt

Der heilige Schein des Kapitals

Religionskritik im Zeitalter des ungeglaubten Glaubens. Von *Lars Quadfasel.*

»die menschen haben die götter gemacht. die menschen sind also kleine götter, also sehr kleine. sehr sehr sehr kleine götter.«
Ronald M. Schernikau, Legende

»Die Kritik der Religion«, heißt es bei Marx, »ist die Voraussetzung aller Kritik.« Voraussetzung freilich im doppelten Sinne. Die Entzauberung der »Heiligengestalt der menschlichen Selbstentfremdung«, so Marx, darf materialistische Kritik als geleistet voraussetzen, muss sich also nicht lange dabei aufhalten – weil eben der geschichtliche Zustand selber wesentlich über seine religiöse Verklärung hinaus ist.

Tatsächlich ist von der Macht Gottes und seiner irdischen Stellvertreter wenig geblieben. Das gilt zuvörderst für ihre christlichen Spielarten. Von Herrn über Könige und Kaiser sind sie zum Hilfsinstitut für Seelenhygiene herabgestürzt; ihr Monopol über Lebensführung und Weltdeutung ist ihr Stück für Stück von Staatsbürokratie und Wissenschaftsapparat, Pro Familia und Kulturindustrie entrissen worden; ihre Prediger fungieren als Showmaster (wenn sie nicht gleich als Kinderschänder unter Generalverdacht stehen) und ihr Papst gefällt, seit er als dröger Bücherwurm geoutet wurde, nicht einmal mehr als österlicher Grußaugust. In die Kirche geht man zu Weihnachten, weil es so gemütlich, und zu Firmung oder Konfirmation, weil es so einträglich ist, und gebetet wird am inbrünstigsten im Fußballstadion. Und dennoch scheint sich Gott mit seiner Rolle als sentimental mitgeschlepptes Relikt frommerer Tage gesund und munter zu fühlen.

Ausgerechnet dort, wo der Säkularismus von Anfang an Staatsdoktrin war, in den USA, boomt das Geschäft mit dem Glauben mehr denn je. Stets aufs Neue führen die Christian Values mit ihren ebenso bizarren wie barbarischen Kreuzzügen gegen Abtreibung, Sexualaufklärung, Schwulenemanzipation und Evolutionstheorie der Aufklärung ihre Ohnmacht vor. Und auch in Europa, wo man sich so gerne über die puritanischen Amis echauffiert, aber dafür einem abgesetzten mittelasiatischen Feudalherrscher als »Seiner Heiligkeit dem Dalai Lama« huldigt, genießen die viel beschworenen »religiösen Gefühle«, die vor respektloser Polemik und anderen Auswüchsen der Meinungsfreiheit zu beschützen seien, längst wieder eine beinahe sakrale Aura. Es war immerhin der Justizminister der einst für ihre Liberalität berühmten Niederlande, der nach dem islamistischen Fememord an Theo van Gogh die Wiedereinführung des Blasphemieparagraphen im Strafgesetzbuch forderte.[1]

Nach jedem inszenierten Aufruhr, jeder Straßenschlacht und jeder angedrohten Vergeltung wegen ›antiislamischer‹ Reden, Schriften oder Karikaturen herrscht stets das gleiche Szenario: Wie auf Knopfdruck warnen Katholiken und Protestanten, Mono- und Atheisten, Liberale und Linksradikale Hand in Hand, nur ja nicht den muslimischen Glauben verantwortlich zu halten. Und während in den USA Gotteskrieger, ob islamisch oder evangelikal, mit heftigem Widerstand der Säkularen zu rechnen haben, sind es hierzulande gerade Linke und Alternative, die ihnen den Weg ebnen. Früher zog man mit den christlichen Friedenspfaffen, heute hält man eben Hamas, Pasdaran und anderen islamistischen Terrorbanden die Stange, solange sie nur gegen die USA stehen; und nicht bloß Oskar Lafontaine entdeckt große inhaltliche Schnittmengen zwischen linken und islamischen Werten.

Dass Frauen unter den Schleier gezwungen werden können und Mädchen unter die häusliche Knute; dass die Scharia in Eigenregie angewandt und zum Segen Allahs gedroht, gefoltert und gemordet werden darf, ohne dass der Mehrheit viel anderes einfiele, als die Toleranz und die Friedensliebe des ›wahren Islam‹ zu beschwören, lässt auch die Vertreter der eingeborenen Kulte endlich wieder Oberwasser bekommen. Zwar sind die Pfaffen, trotz ständiger Talkshowauftritte, weit von handfester politischer Macht entfernt (wo es um etwas geht, wie etwa im Falle der Stammzellenforschung, verzichten Staat und Kapital dankend auf christliche Ethik); zwar haben die Katholiken ein verheerendes Imageproblem und die Amtskirchen insgesamt, ähnlich wie Parteien und Gewerkschaften, weiterhin mit Mitgliederschwund zu kämpfen – das aber steht keinesfalls im Widerspruch zu einem diffusen (und stetig wachsenden) Bedürfnis nach dem Übernatürlichen. Fürs Spektakel ist, wie Kirchentage, Motorradgottesdienste und ähnliche auf Massenhysterie berechnete Events beweisen, auch der verstaubte alte Christengott noch allemal zu gebrauchen. Und eine besoffene Autofahrt reichte, um die damalige Vorsitzende der Evangelischen Kirche Deutschlands Margot Kässmann zum Darling der Nation zu machen, den die Deutschen wegen bewiesener Glaubwürdigkeit am liebsten zur Bundespräsidentin gewählt hätten.

Widerlegt, erledigt und entmachtet, hat sich die Religion, so wirkt es, mit ihrem Sturz nicht bloß arrangiert, sondern daraus neue Kraft geschöpft. Und obgleich im Kapitalismus, wie Wolfgang Pohrt einmal schrieb, die Gespenster der Vergangenheit stets Hochkonjunktur haben, stellt solch zombiehafte Wiederauferstehung den Materialismus vor ein Rätsel.

Was Gott der bürgerlichen Gesellschaft zu bieten hat, verraten vielleicht am präzisesten die Religionen, die sich die Bürger selbst erfunden haben. Die Religionswissenschaftler Cowan und Bromley stellen in ihrer Monographie über »Neureligionen und ihre Kulte« einige der schlagzeilenträchtigsten vor – von der Moon-Sekte bis zu den UFO-Anbetern. Die sachliche Vorstellung der jeweiligen Programmatiken und Organisationsstrukturen ist dabei aufklärerischer als das sonst übliche Alarmgeschrei: Die realistische Darstellung ist stets die niederschmetterndste. Ohne die projektive Phantasie von Gehirnwäschen und krakenhafter Allmacht entpuppt sich etwa die berüchtigte Church of Scientology nicht als James Bond-tauglicher Superbösewicht, sondern – mit ihren Evaluationsfimmel und ihren L. Ron Hubbard-Kalendersprüchen (»Geben Sie ein gutes Beispiel«), ihren »Elektropsychometern« und ihren »Orgs« genannten Gemeiden – als etwas viel Schlimmeres: als eine Mischung aus abergläubischem Technikkult und ritualisiertem Managementseminar.

Diese Melange aus Technokratie und Spökenkram kennzeichnet auch das im Sammelband »Fluide Religionen« analysierte Phänomen des Lifestylespiritualismus. Schon Adorno brachte den zu seiner Zeit kursierenden Sternen- und Geisterglauben auf den polemischen Nenner: »Das zetert über Materialismus. Aber den Astralleib will es wiegen«. Heute ist daraus ein ganzes System von mess- und manipulierbaren energetischen Kreisläufen geworden, in dem – und das ist das eigentlich frappante – für einen Gott gar kein rechter Platz mehr ist. Heinz Knoblauch umreißt es im genannten Band trocken: »So unscharf die Dogmatik sein mag, so unübersehbar ist die Hervorhebung des Subjekts.« An die Stelle des höchstens Wesens tritt das Ich; bzw. genauer: dessen geheimnisvoller innerer Kern, den es – ob in Gestalt von Scientologys »operierendem Thetan« oder in der schlichten Aussage des von Shirley MacLaine bekannt gemachten ›Ramtha‹-Kultes, »Du bist Gott« – zu erkennen und verehren gilt. Dementsprechend erfreut sich insbesondere das Reinkarnationsversprechen zunehmender Beliebtheit – dessen ins Unendliche verlängerter Narzissmus sich wiederum hervorragend durch den (von 66% der Deutschen geteilten) Glauben an Schutzengel ergänzen lässt: Jedem sein ganz privater spiritueller Bodyguard.

Die pseudowissenschaftlich verbrämte Willkür gehört zum Kult ums Ich notwendig dazu. Die propagierte Harmonie mit dem Selbst ist nur durch dessen Anpassung an die übernatürliche Ordnung zu erlangen; und dazu dienen jene ekstatischen und meditativen Techniken der Autosuggestion, die die Religionen historisch hervorbrachten und die nunmehr, befreit aus ihrem traditionellen Kontext, dem Bezug auf eine göttliche Objektivität, zum instrumentellen, rein selbstbezüglichen Einsatz bereitstehen. Esoterik steht in den Buchläden nicht umsonst neben den Ratgebern, Motivations- und Selbsthilfebüchern. Das ganze Kontinuum von Tai-Chi bis Bachblüten, von Yoga bis Ayurveda und von Wicca bis Christian Science ist in einem Berumdadreieck von Aberglauben, Wellness und depravierter Volksmedizin angesiedelt. Nicht zufällig ist Scientology zunächst als eine kommerzielle Therapierichtung aufgetreten, bevor es die rechtlichen Vorteile einer anerkannten Religion entdeckte – während Transzendentale Meditation, eine Art Pidgin-Hinduismus, jeden religiösen Kontext inzwischen weit von sich weist, um sich stattdessen als therapeutische Dienstleistung zu vermarkten.

War Religion einmal Vehikel der Vergesellschaftung, so steht sie heute gerade für den Rückzug auf sich selbst. Das gilt nicht bloß für Neureligionen und New Age, sondern ebenso auch für die althergebrachten Kulte. Gerade für den Protestantismus, die Theologie des aufkommenden Bürgertums, war dieser Zug von Anfang an konstitutiv. Ging es im protestantischen Zwiegespräch mit dem Schöpfer jedoch noch um Fragen der Moral und der richtigen Lebensführung (wird es was mit dem weltlichen Erfolg?), so heute vielmehr – und konfessionsübergreifend – darum, die Seele kräftig baumeln zu lassen.[2] Nach seinem Glauben verlangt der Bürger vor allem dann, wenn es ihm besonders festlich zumute sein soll oder besonders unwohl zumute ist, kurz: wenn es intim zugehen soll. Indem sich die religiöse Praxis derart der Öffentlichkeit entzieht, entzieht sie sich auch der Kritik. Zum Inbegriff der »Privatschrulle« (Marx) avanciert, profitiert Glauben von dem Tabu, dass – wie alle Privatangelegenheiten – auch die spirituelle Sinnstiftung niemand anderen etwas angeht. Wer sich in seinem Glauben auf den Schlips getreten fühlt, darf guten Gewissens zum Angriff auf den Frevler blasen. Zu den wirksamsten Versprechen postmoderner Wellnessreligionen gehört das »Menschenrecht auf Beleidigtsein« (Kenan Malik).

Von der Intimisierung der Religion profitieren daher am stärksten deren fundamentalistische Ableger. Das angedreht Fanatische ist zugleich, paradox genug, das unverbindlichste – und damit für die Identitätsbedürftigen wie geschaffen. Um sich mit Glauben versorgt zu fühlen, braucht es keine langwierige Reflexion auf die Vertracktheiten der Trinitätslerne, kein mühevolles Erlernen sufistischer Riten oder buddhistischer Kalligraphie. Es reicht, ins Feldgeschrei gegen das einzustimmen, was jeweils als das Böse gilt: Evolutionstheorie und ledige Mütter, Homosexuelle und Atheisten, »Kreuzfahrer« und Juden. Erst die entkernte Religion, die nichts zu sagen hat, befriedigt das Bedürfnis nach Autorität sans phrase.

Privatisierung heißt nun einmal, am Markt bestehen zu müssen; das gilt auch für den privatisierten Gott. Wer sich, wie die Katholiken mit ihren verknöcherten Regeln und kanonischen Vorschriften, dem Publikumsgeschmack verweigert, hat daher wenig zu lachen. Doch auch mit reformierter Feelgoodreligion allein ist auf Dauer am Markt nicht zu bestehen. Die Abschaffung der ewigen Verdammnis mag für die Evangelen durchaus werbewirksam gewesen sein; nur wird manchen der Umworbenen aufgehen, dass damit nicht nur ihnen selbst die Ewigkeit im Paradiese garantiert ist, sondern auch all den Schurken, die schon im Diesseits einem das Leben zur Hölle machen. So untergräbt die Orientierung am Kunden, worauf es diesem ankommt. Religion, die sich zu offen damit legitimiert, dass sie gut fürs individuelle Gemüt sei, macht Gott zum Willkürakt – und bringt so das Subjekt um genau den Halt im Objektiven, den es sucht.

Nur die Willkür, die sich ganz als solche einbekennt, erlaubt es, die Glaubenszweifel, die sie zwangsläufig hervorbringt, zugleich im Verein mit anderen zu überschreien.[3] Unbeschwerten Selbstgenuss erfährt das Subjekt einzig unter der Fuchtel eines Glaubens, der ihm einhämmert, dass es auf ihn als Einzelnen nicht ankomme; der als wider besseres

Wissen Beschworener nicht länger den, wie Marx es nannte, »Seufzer der bedrängten Kreatur« verkörpert, sondern den Rülpser der Verachtung über Aufklärung und Vernunft, das mögliche bessere Leben. Wer, ob in den Banlieues, im Gaza-Streifen oder im gutsituierten Mittelstand, statt für allgemeine Krankenversorgung für den Kreationismus streitet, statt für gesellschaftliche Teilhabe für das Recht auf Kopftuch, lässt, ganz und gar blasphemisch, alle Hoffnung fahren, für sich wie für die anderen. Hass, der nichts einbringt, ist der letzte Luxus, den eine Gesellschaft ohne Zukunft zu bieten hat.

Selbstverwirklichung durch Selbstverachtung ist daher Signum des zeitgemäßen religiösen Wahns. Schon der Name seiner evangelikalen Spielart, »Reborn Christians«, erweist der innigen Verbundenheit von Fundamentalismus und Identitätskult kaum verhüllte Reverenz. In vollkommenster Gestalt freilich führen es die islamistischen *suicide bombers* vor. In ihrer Untersuchung über die djihadistische »Sakrale Geographie« arbeitet Elisabeth Heidenreich nicht nur heraus, wie fasziniert die Gotteskrieger davon sind, Verkehrsnetze und Internet für ihr mörderisches Geschäft zu nutzen – genau die technischen Medien also, in denen sich in der Moderne die Erfahrung von Ortlosigkeit und Transzendenz säkularisiert. Sie weist auch darauf hin, dass ein ungewöhnlich hoher Prozentsatz der Selbstmordattentäter eine westlich geprägte, natur- oder ingenieurswissenschaftliche Ausbildung genossen hat. Heidenreich interpretiert deren Hinwendung zum Djihadismus als Reaktion auf kulturelle Entfremdungserfahrungen. Aber die genannten Berufsgruppen bringen auch im Westen gerne die entschlossensten Esoteriker hervor. Näher liegt daher die Vermutung, dass fetischistischer Genuss der Technik und Schwelgen in der eigenen historischen Bedeutung zu einer Einheit verschmelzen, der des exotistischen Getöses von Allah und Umma nur insoweit bedarf, als es dem mörderischen narzisstischen Wahn das unübertrefflich gute Gewissen verleiht. Über die Bekennerbotschaft des Londoner U-Bahn-Attentäters, ein Video in Großaufnahme, schrieb Kenan Malik, das Wort ›Ich‹ komme darin fast viermal häufiger vor als der Name Gottes.

Zum Erfolgsgeheimnis der Djihadisten gehört daher, dass ihr Todeskult nicht etwa als Extremform des ungeglaubten Glaubens reüssiert, sondern – bei Freund wie bei Feind – als globale Spitzenleistung in Sachen Gottesfurcht. Zu den gängigen linken Islamapologien bilden ja die ›islamkritischen‹ Tiraden eines Sarrazins nur das spiegelverkehrte Gegenstück. Wenn dieser den drohenden Untergang Deutschlands durch muslimische Geburtenraten an die Wand malt, dann ist in den Warnungen vor dem Vitalismus und der Opferbereitschaft der Fremden, vor der urtümlichen Gewalt, die dem rationalistisch degenierten Westen auf Dauer allemal überlegen sei, der Neid schwer zu überhören. Die Besessenheit, mit der man sich im Westen auf die angeblich so andersartige Kultur des Islams kapriziert, lebt von der Unterstellung, dort herrsche noch, was man hier so schmerzlich vermisst, ein unverstelltes, nicht durch Aufklärung und Moderne gebrochenes Verhältnis zum Heiligen – genau das also, was auch die Djihadisten sich und anderen mit aller Gewalt beweisen müssen.

So führt die spezifisch islamistische Kulturindustrie, von den role models mit Kopftuch bis zu Snuff-Movies auf Al-Jazeera, nur drastisch vor Augen, was es heißt, Glauben konsumierbar zu machen. Wenn Religion heute darin besteht, denen zu glauben, die ihren direkten Draht nach oben glaubhaft zu machen vermögen, d.h. die zu verhimmeln, die – ob Guru oder Fernsehprediger, Heiligendarstellerin oder tibetanischer Gottkönig – für einen zu glauben bereit sind, dann stellt der Märtyrerkult, an dem dank Fernsehen und Internet alle in Echtzeit teilhaben können, dessen fortgeschrittenste Gestalt dar. Er entlastet den Betrachter von dem Zwang, aus seinen eigenen Ressentiments die praktischen Konsequenzen zu ziehen: An die Gotteskrieger vermag er all jene antisemitischen, antiamerikanischen und antizivilisatorischen Affekte zu delegieren, die zur Gänze selber auszuschöpfen dem Wunsch nach reibungslosem Fortkommen im Wege stehen könnten.

Glauben an den Glauben der anderen ist daher Schlüssel für die Stellung der Religion in der bürgerlichen Gesellschaft. Terry Eagleton zitiert in »Reason, Faith, and Revolution«, seiner Streitschrift zur Atheismusdebatte, den früheren US-Präsidenten Eisenhower mit dem schönen Satz: »Our government makes no sense unless it is founded on a deeply felt religious belief – and I don't care what it is.«[4] Religiöses Empfinden, fährt Eagleton fort, gälte daher als ebenso unerlässlich wie leer. Und genau diese tiefsitzende Ambivalenz des Kapitals zu seinen himmlischen Heerscharen übersähen positivistische Religionskritiker wie Richard Dawkins und Christopher Hitchens, indem sie den Eindruck verbreiten, es gälte immer noch, Aufklärung und Wissenschaft vor päpstlicher Inquisition zu bewahren.

Tatsächlich ist das Szenario vom ewigen Kampf zwischen Glaube und Ratio, das Hitchens und Dawkins in ihren atheistischen Bestsellern zeichnen, kaum weniger mythologisch als die Vorstellung vom ewigen Ringen Satans mit Gott, der Dunkelheit mit dem Licht. Es bringt die Religionskritiker nicht nur in die Verlegenheit zu erklären, wie das Böse, die »Erbsünde Religion« (Hitchens), überhaupt in die durch Naturgesetze verfasste Welt kommen konnte.[5] Es lässt sie auch verkennen, welcher geschichtlichen Konstellation sich die Opposition, von der sie zehren, verdankt. Dorothea Welteckes minutiöse Rekonstruktion von Unglauben und Glaubenszweifel im ausgehenden Mittelalter zeigt, dass auch in vormodernen Zeiten Zweifel an Gottes Existenz durchaus bekannt waren – nur nicht im Sinne einer politischen Kampfansage, sondern eher als beinahe traumatische Erfahrung, die zu rationalisieren jedes Vokabular fehlte. (Heute würde man wohl, im Sinne eines Verlustes an Weltbezug, von Depression sprechen.) Dementsprechend galt Unglaube gerade nicht als Ausdruck überlegener Vernunft, sondern, ganz im Gegenteil, als Resultat geistiger Trägheit und überbordender Affektivität; weswegen als besonders disponiert dazu just jene galten, die, auf Basis exakt der gleichen Zuschreibung, in bürgerlichen Zeiten dann als besonders glaubensaffin gelten sollten: die Frauen und das einfache Volk.

Erst die kapitalistische Moderne bannt die Religion in die amorphe Sphäre privaten Fühlens und Meinens. Derart domestiziert und depraviert, mag der Glauben für die meisten Bürger eine willkommene Abwechslung vom Geschäft des Alltags darstellen; ihren konsequentesten Denkern muss er darum nur umso mehr als Verstoß gegen Fleiß, Nüchternheit und gesunden Menschenverstand erscheinen, als Sakrileg an den heiligsten Werten der eigenen Klasse. Beginnend mit den französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts, hat bürgerliche Religionskritik die Gläubigen, ganz ähnlich wie Künstler und Spielleute, der Liederlichkeit geziehen: der Verschwendung emotionaler Energien an unproduktive Schwärmereien. Mögen sich die Kirchen auch noch so sehr der Herrschaft als Bollwerk gegen Chaos und sittliche Verwahrung andienen – geht es ums Ganze, die gesellschaftliche Totalität, duldet das Kapital keinen praktischen Zweck jenseits der eigenen Verwertung, weder auf Erden noch im Himmel darüber. Chinas Aufstieg zur High-Tech-Weltmacht etwa wäre ohne die Kulturrevolution, die mit allen metaphysischen Relikten tabula rasa machte, nicht zu haben gewesen. Dass es die radikal säkulare Ideologie der Roten Garden brauchte, der Herrschaft des nacktesten und mörderischsten Utilitarismus den Weg zu bahnen, verleiht den scheinbar reaktionärsten Äußerungen des späten Horkheimer, seiner sentimentalen Trauer über das Verschwinden des Christentums und seinen Invektiven gegen die ›gelbe Gefahr‹, ihre nachträgliche Ehrenrettung.[6]

Insofern hat Eagleton vollkommen recht mit seiner Kritik an Hitchens und Dawkins: recht damit, dass ihre Religionskritik auch etwas Wohlfeiles hat (weil es sich nun einmal leichter gegen religiöse Zurückgebliebenheit streiten lässt als gegen die Fortschritte rationeller Menschenbewirtschaftung); dass ihr Feldzug gegen Gott einem Triumphzug fürs Kapital gleicht (weil die Propaganda für die beste aller Welten, die kommen müsse, wenn nur Vernunft und Wissenschaft den Pfaffen endgültig den Garaus machten, deren ganz ureigene Schrecken, die Dialektik der Aufklärung, unterschlägt); dass ihr Bild vom linearen Menschheitsfortschritt nicht nur hoffnungslos mythologisch ist, sondern an Avanciertheit einem theologisch geschulten Begriff von Geschichte hoffnungslos unterlegen (weil Erlösung heißt, aus Liebe zur Menschheit mit deren gegenwärtiger Verfasstheit brechen zu wollen). Nur entwertet Eagleton seine eigenen Wahrheiten, indem er Hitchens' und Dawkins' Atheismus vor allem als Begleitmusik zum »war on terror« begreift – als dessen Ziel er wiederum, wie so viele Linke, ›den Islam‹ ausgemacht hat. Er macht sich damit zum Advokaten einer Sache, die alles, was er an Geistvollem und Humanem in Religion angelegt sieht, praktisch dementiert. So kann Eagleton sich noch so emphatisch von der linken Kumpanei mit Djihadisten und Ayatollahs abgrenzen, er kommt doch nicht umhin, deren Deutungen stillschweigend zu übernehmen: Die Türme des World Trade Center, heißt es in seinem Buch, könnten vielleicht noch stehen, wäre Gaza nicht mit Billigung des Westens in ein großes Freiluft-KZ verwandelt worden.

Im Rekurs auf Religion, heißt das wohl, ist Gesellschaft nicht mehr zu packen; selbst die Klügsten macht sie irre. Will theologisch geschulte Kritik etwas Substantielles treffen, so nur, indem sie in Kapitalkritik übergeht. Das ist ganz unmittelbar zu verstehen. Schon Marx sprach ja von den theologischen Mucken der Ware; seinem Schwiegersohn Paul Lafargue verdanken wir die Idee vom »Kapital als Religion«. Obwohl fast unabsichtlich – nämlich im Zuge einer recht traditionalistischen Polemik gegen die Kapitalisten als ausbeuterische und arbeitsscheue Schufte – entwickelt, ist sie von bestechender Evidenz. »Ich«, lässt Lafargue das Kapital sprechen, »bin das unendliche Rätsel: ewige Substanz, und doch nichts als vergängliches Fleisch, meine Allmacht ist nichts als die Schwäche der Menschen. … Durch mich beginnt jede Produktion, bei mir endet jeder Austausch. … Ich wirke in jeder Ware, und keine einzige besteht außerhalb meiner lebendigen Einheit. Meine stets anwachsende Substanz fließt gleich einem unsichtbaren Strom durch alle Materie, unendlich geteilt und wieder geteilt. … Die ewige Wiedergeburt des Kapitals nimmt kein Ende.« Es passt wirklich alles: Kapital geht in die Dinge ein, um ihnen zur Wirklichkeit zu verhelfen, und hält, »selbst unbewegt, die Welt in Bewegung«; verkörpert, als das in allen Wandlungen stets mit sich Identische, den unendlichen Prozess der Verwertung, der den Horizont der endlichen Menschen übersteigt. Diesen bleibt, um teilzuhaben, deshalb nichts als Glaube und Gebet: Die Arbeit, schreibt Lafargue in genialer Wendung, ist die Fürbitte ans Kapital.
Wenn, wie es schon die gemeinsame sprachliche Wurzel von Credo und Kredit anzeigt, das Kapital die Attribute Gottes absorbiert, dann setzt es zwangsläufig dessen Verehrung zu einem bloßen Imitat des Warengottesdiensts herab. Traditionelle Religion kann unter diesen Bedingungen kaum mehr als Talmi sein – eine bloße (und reichlich plumpe) Vorübung für die, die die kapitale »Zelebrierung eines Kultes sans rêve et sans merci« (Walter Benjamin) nicht ohne abgelegte Bilder zustande bringen. – Der Sturz des Herrgotts auf die Ebene des Warentauschs mag für den Materialismus mehr Fragen aufwerfen, als er beantwortet. Er indiziert aber nicht zuletzt auch eine Hoffnung. Materialistische Kritik laboriert, seit es sie gibt, an der Aporie, keinen übernatürlichen Kokolores anerkennen zu können und doch begründen zu müssen, warum Menschen mehr sein sollen als bloße, ausschlachtbare Natur. Ohne den Begriff der Gottesebenbildlichkeit und dessen Derivate – Freiheit, Würde, Seele – scheint das schwer denkbar. Wenn es aber dem Kapital gelungen ist, die theologischen Kategorien ins Profane einwandern zu lassen, dann sollte das dem Materialismus doch auch gelingen können.

Neuerscheinungen zum Thema

- Michael Strausberg, *Religion im modernen Tourismus*. Berlin: Verlag der Weltreligionen 2010, 231 S., 24,80 Euro
- Douglas Cowan u. David Bromley, *Neureligionen und ihre Kulte*. Berlin: Verlag der Weltreligionen 2010, 322 S., 26,90 Euro
- Dorothea Lüddeckens u. Rafael Walthert (Hrsg.), *Fluide Religionen. Neue religiöse Bewegungen im Wandel*. Bielefeld: Transcript Verl. 2010, 274 S., 27,80 Euro
- Elisabeth Heidenreich, *Sakrale Geographie. Essay über den modernen Dschihad und seine Räume*. Bielefeld: Transcript Verl. 2010, 328 S., 27,80 Euro
- Dorothea Weltecke, *»Der Narr spricht: Es ist kein Gott.« Atheismus, Unglauben und Glaubenszweifel vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit*. Frankfurt am Main: Campus 2010, 578 S., 49,90 Euro
- Pascal Eitler, *»Gott ist tot – Gott ist rot«. Max Horkheimer und die Politisierung der Religion um 1968*. Frankfurt am Main: Campus 2009, 400 S., 39,90 Euro
- Paul Lafargue, *Die Religion des Kapitals*. Berlin: Matthes & Seitz 2009, 180 S., 14,80 Euro
- Terry Eagleton, *Reason, Faith, and Revolution. Reflections on the God Debate*. New Haven / London: Yale University Press 2009, 185 S., $ 25,-

---

Lars Quadfasel ist assoziiert in der Hamburger Studienbibliothek und in der Gruppe »Les Madeleines«. Seine Aufsätze zu »Buffy the Vampire Slayer« sind kürzlich im Sammelband »Horror als Alltag« (Verbrecher Verlag 2010) erschienen.

---

1) In Deutschland ist dieser, soviel zum Thema Zivilisationsniveau, ohnehin nie abgeschafft worden, genausowenig wie in Österreich. Auch hier aber ist zu verzeichnen, dass ein schon fast vergessener Paragraph in den vergangenen Jahren wieder zum Einsatz gebracht wurde, und fast immer, um Verunglimpfungen des Korans und seines Propheten zu ahnden (vgl. *http://www.redaktion-bahamas.org/auswahl/web50-1.html*).
2) Weswegen pittoreske Kulte und erhabene Kathedralen immer weniger dem Gebet dienen und, wie Michael Strausberg in seiner originellen Untersuchung über die »Religion im modernen Tourismus« zeigt, immer mehr als touristische Sehenswürdigkeit.
3) Die Ähnlichkeit evangelikaler Eventgottesdienste zu anderen kulturindustriellen Massenveranstaltungen, dem hierzulande so beliebten Public Viewing etwa, besteht nicht zuletzt in den verkrampften Gesichtern aller Beteiligten – auf denen sich die Anstrengung abzeichnet, die es kostet, auf Kommando Ekstase zu zeigen.
4) »Unsere Regierung macht keinen Sinn, wenn sie nicht auf tief empfundenem religiösem Glauben beruht – und es ist mir völlig egal, auf welchem.«
5) Zu welchem Zwecke sie auf eine Art biologischer Priestertrugsthese zurückgreifen: Statt klerikaler Dunkelmänner sollen es nunmehr die unterentwickelten Großhirnrinden sein, welche den Menschen die Existenz übernatürlicher Wesen vorgaukelten. Diesen und weiteren Aporien der positivistischer Religionskritik widmet sich ausführlich der zweite Teil meines Aufsatzes »Gottes Spektakel«, in: Extrablatt Nr. 5 (2009), *http://www.extrablatt-online.net/archiv/ausgabe-5/lars-quadfasel-gottes-spektakel-teil2.html*
6) Zur vieldiskutierten ›Konversion‹ Horkheimers, die selbst von den meisten (sich damals ja reichlich progressiv dünkenden) Christen als Alterstorheit belächelt wurde, vgl. Pascal Eitler, »Gott ist tot – Gott ist rot«. Eitler beschränkt sich freilich auf eine akribische Dokumentation der öffentlichen Rezeption, ohne dabei die Sache selbst, die Horkheimer'schen Texte, zu analysieren – etwa im Hinblick auf die interessante Frage, warum dieser weniger das Juden- als das Christentum retten zu wollen schien. Das mindert leider den theoretischen Gebrauchswert.

Wenn Eltern und Großeltern Nazis waren

Der Film »Liebe Geschichte«, in Linz ab 29. April im Moviemento zu sehen, zeigt den schwierigen ehrlichen Umgang mit beladenen Familiengeschichten. Von *Sabine Rohlf*.

»Opa war kein Nazi« – unter diesem Titel analysierte die Forschungsgruppe um den Sozialpsychologen Harald Welzer Anfang des Jahrtausends Strategien, die Verstrickung der eigenen Familie in den Nationalsozialismus zu verdrängen. Das Buch zeigt, mit welchen narrativen Tricks aus Tätern oder Mitläufern widerständige Menschen und/oder Opfer werden, kurz, wie im familiären Rahmen Geschichte geschrieben, man könnte auch sagen, umgeschrieben wird. Denn in den allermeisten Fällen läuft das im Familienkreis Erzählte auf eine Entlastung der Täter hinaus.

»Liebe Geschichte« von Simone Bader und Jo Schmeiser geht den umgekehrten Weg. Die als »Klub Zwei« zusammen arbeitenden Filmemacherinnen hätten ihren Film auch »Opa/Oma/Mutter/Vater war ein/e Nazi« nennen können. Denn hier sprechen Töchter und Enkelinnen, die sich der Verbrechen, dem Antisemitismus, der mangelnden Reue ihrer Großeltern und Eltern sehr bewusst sind, die etwas darüber wissen und wissen wollen. Bader und Schmeiser sprachen unter anderem mit der Großnichte Heinrich Himmlers, mit Töchtern und Enkelinnen von SS-Mitgliedern, mit der Tochter einer KZ-Aufseherin. In einem Fall kommen zwei Vertreterinnen einer Familie zu Wort, Patricia und Lenka Reschenbach, Tochter und Enkelin eines Mannes, der im Zweiten Weltkrieg Partisanen erschoss. Alle Frauen erzählen davon, wie in ihren Familien über die NS-Zeit gesprochen wurde. Oft ist dabei vom Leugnen, Ausweichen, Schweigen die Rede.

Der Film zeigt, wie schwierig es ist, sich jenseits bequemer Verdrängungen und Relativierungen zu bewegen. Manchmal fehlen die Worte. Patricia Reschenbach etwa versucht, ihren Vater zu beschreiben, ohne dessen antisemitische Statements zu wiederholen. Sie stockt, denkt nach, sucht nach Formulierungen. Dietlinde Polach spricht sachlich von ihren »Emotionen« angesichts der Einsicht, dass ihre Mutter andere Menschen misshandelte. So nüchtern ihre Wortwahl, so klar macht sie doch, dass ihre Gefühle kaum auszuhalten waren. Helga Hofbauer analysiert die Homophobie und die von NS-Ideologie geprägten Körperbilder (»natürlich«, »normal«, leistungsfähig und heterosexuell) ihres Vaters, kommt aber immer wieder an Punkte, die sie sprachlos machen.


Filmstill: Sophie Maintigneux

Maria Pohn-Weidinger

Viele der Interviewpartnerinnen haben sich öffentlich, z.B. mit ihrer wissenschaftlichen Arbeit, positioniert. Katrin Himmler etwa schrieb ein Buch über ihre Familie, Jeanette Toussaint forschte über Gefangene und Aufseherinnen im KZ Ravensbrück, Maria Pohn-Weidinger über »Trümmerfrauen« in Wien. Ihren Statements ist anzumerken, dass sie in einem kritischen Diskurs über Gedenken und Erinnerung zuhause sind. Sobald sich ihre Arbeit und ihre Familiengeschichten berühren, schildern sie jedoch ganz »unwissenschaftliche« Momente der Irritation und Verwirrung.

Alle Gespräche umkreisen das Problem, dass die Verstrickung der Großeltern und Eltern in den Nationalsozialismus das eigene Selbstverständnis belastet, die eigene Identitätskonstruktion destabilisiert. Selbst wenn eine Person ihre (Groß)Eltern nicht liebt (und wie oft ist das trotz allem der Fall), bleiben die Familie und ihre Geschichten ein Raum oder Narrativ, von dem sie sich nur schwer abspalten kann. Egal, ob es um schwere Verbrechen oder blankes Mitläufertum geht – sobald man die eigene Familiengeschichte und ihre Verstrickungen analysiert, wird es sehr persönlich. Es geht um Gefühle gegenüber nahe stehenden Menschen, es geht um den Umgang mit sich selbst und den eigenen Kindern, um tatsächliche oder befürchtete Gewaltpotentiale, um Wut, Angst, um Vorstellungen von Körper und Sexualität. Sich dazu vor der Kamera zu äußern, erfordert einigen Mut. Keine der Frauen zog sich hinter Worthülsen zurück, alle versuchten, ihre komplizierten, ambivalenten, oft schmerzhaften Eindrücke und Gefühle genau zu beschreiben. Wir hören und sehen ihnen dabei zu, sehen ihre Blicke, ihre Bewegungen, ihre Mimik. Nichts lenkt ab. Der Film gibt ihnen viel Raum.

Foto: Sonja Schwarz

Während sie sprechen, stehen oder sitzen sie an verschiedenen Orten in Wien, z.B. im Strandbad Gänsehäufel, in der UNO City, vorm Museum Leopold. Ihre Äußerungen werden nicht als zusammenhängende Narration präsentiert, sondern immer wieder unterbrochen, Bilder der Stadt mit leisen Hintergrundgeräuschen, aber ohne Worte schieben sich zwischen die Interviewsequenzen. Das Gesagte kann wirken, wir haben Zeit, darüber nachzudenken. Die sechs Frauen kommen mehrmals zu Wort, längere Interviewpassagen werden rund um einzelne Fragestellungen zusammengestellt. Manchmal dauert es eine ganze Weile, bis sich die Geschichte der Frauen bzw. ihrer Familien erschließt, bis die ZuschauerInnen z.B. wissen, mit welcher Form der Täterschaft die Frauen es zu tun haben, was sie selbst tun, forschen, denken. Das fordert zum Nach- und Mitdenken heraus, am Ende des Films ergibt sich für jede Frau ein fragiles, offenes, aber gleichzeitig prägnantes Bild.


Filmstill: Sophie Maintigneux

Jeanette Toussaint (li.) und Dietlinde Polach

Zwischen den Interviewsequenzen widmet sich der Film der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Thema der NS-Zeit in Österreich. Er rollt die Jahrzehnte von der Gründung der zweiten Republik bis in die Gegenwart auf, markiert wichtige Etappen wie den Eichmann-Prozess und die Waldheim-Affäre bis zur Schüssel/Haider-Regierung. Außerdem umreißt er die wissenschaftliche Aufarbeitung, insbesondere, was Frauen betrifft. Immerhin setze sich erst in den 80er-Jahren die Einsicht durch, dass auch sie sich – in einem männerdominierten Regime – schuldig machten, Verbrechen begangen, keineswegs »unpolitisch« oder Opfer qua Geschlecht waren. Dieser Aspekt der Überlieferung wird auch in den Interviews thematisiert, etwa wenn die Frauen über ihre Forschung berichten oder aber über ihre Mütter und Großmütter.

Während eine weibliche und eine männliche Stimme aus dem Off abwechselnd über die österreichische Geschichte und Politik informieren, sehen wir Gebäude, Innenräume und Plätze Wiens, die im Zusammenhang mit der jeweils beschriebenen Dekade stehen. Sie passen zur vorherrschenden Kultur der jeweiligen Zeit, wurden damals gebaut – Spuren der Vergangenheit im Stadtraum, in dem sich Menschen der Gegenwart bewegen. Oft sind alte und neue Gebäude zusammen im Bild, sie stehen nebeneinander, spiegeln sich ineinander, werden durch Fenster sichtbar.

Alle Interviewten verhalten sich kritisch gegenüber einer Kultur der Verdrängung, alle wollen eine Auseinandersetzung. Das ist ungewöhnlich und für manche Zuschauer vielleicht auch irritierend, wenn z.B. eine von ihnen sagt, die Gegenwart sei nach wie vor stark von der NS-Zeit geprägt. Denn inzwischen heißt es ja oft, die Historisierung des NS habe begonnen: Die erste Generation ist weitgehend gestorben, die zweite schon alt, die dritte entwickelt mit größerem zeitlichen und persönlichen Abstand eine andere Perspektive. Doch indem der Film zum einen relativ junge Frauen der zweiten Generation zeigt – sie hatten entsprechend alte Eltern bzw. Väter – und anderseits die familiäre Kommunikation über mehrere Generationen auslotet, macht er klar, wie nachhaltig die Vergangenheit wirkt.

»Liebe Geschichte« folgt einem ähnlichem Ansatz und hat eine ähnliche Bildsprache wie »Things Places Years«, einem Film Jo Schmeisers und Simone Baders aus dem Jahr 2004. In diesem Film geht es um die Erfahrungen Jüdischer Frauen, die Deutschland und Österreich nach 1945 verließen und größtenteils in London leben. Frauen, die auf unterschiedliche Art und Weise mit den Themen Judentum, Verfolgung, Flucht und Holocaust verbunden sind, sprechen über Vergangenheit und Gegenwart und zeigen, wie wenig das eine vom anderen zu trennen ist. Auch hier finden die Filmemacherinnen Wege, komplexe Prozesse der Überlieferung, der Erzählung, der Erinnerung ins Bild zu setzen. Auch hier sind es Frauen, ihre Stimmen und Gesichter, Landschaften und Orte, die den Raum für eine Auseinandersetzung aufspannen. Während es hier um die Seite der Verfolgten geht, wendet sich »Liebe Geschichte« ganz klar der Täter(innen)seite zu. Wobei, das ist ein weiterer Unterschied, die erste Generation nicht zu Wort kommt. Sondern allein die Nachkommen, die versuchen, mit dem Bruch, der ein ganz anderer ist als bei den Verfolgten, umzugehen.

»Liebe Geschichte« liefert keine griffigen Antworten, sondern fordert zum Nachdenken heraus: über die eigenen Familien, Positionierungen, Verunsicherungen, Gefühle. Was bedeutet es, von Menschen erzogen und geprägt worden zu sein, deren Handeln und Denken eine/n abstößt, ja entsetzt? Was bedeutet es, diese Menschen zu lieben, ihnen nahe zu sein? Welchen Umgang gibt es mit einer Familiengeschichte, die keine ethische Stabilität, keine Gewissheit, zu den »Guten« zu gehören, transportiert? Nimmt man diese Fragen ernst, so geht es schnell ans Eingemachte, aber es wird auch herausfordernd. Denn Verdrängung transportiert die Fragwürdigkeit ja nur weiter. »Liebe Geschichte« zeigt, wie es auch anders gehen könnte.

Sabine Rohlf promovierte über Exilromane von Frauen, unterrichtete an Universitäten in Berlin und Hamburg, v.a. im Bereich Gender Studies. Parallel dazu arbeitete sie in verschiedenen Redaktionen, derzeit arbeitet sie als freie Autorin in Berlin.

Ideologie und Volksgemeinschaft

Eine kritische Einführung zum Thema Antisemitismus und Nationalsozialismus bietet *Luis Liendo Espinoza* am Sonntag, den 29. Mai 2011 ab 13.00 Uhr in einem Tagesseminar in der Stadtwerkstatt.

Historisierung von Nationalsozialismus und Antisemitismus bedeutet heute auf der politischen Ebene die Instrumentalisierung des Antifaschismus zur Legitimierung von Ideologie und Stiftung von Gemeinschaft. Der konformistische Event wie der rebellische Protest gleichen sich in der Reduktion des NS-Terrors auf moralische, gehaltlose Phrasen, deren Beliebigkeit Ausdruck des Mangels einer kritischen und fundierten Auseinandersetzung mit der Geschichte des NS-Regimes ist. Antifaschismus ist praktisch und selbstverständlich. Nationalsozialismus und Antisemitismus werden als Relikte, als durchschaute Geschichte gehandhabt. Geschichte wird auf die chronologische Darstellung der Fakten reduziert und verdinglicht. Davon, fein säuberlich getrennt, erscheint schließlich die Lehre und Mahnung, die allein schon aufgrund dieser groben Trennung zur ritualisierten, moralischen Parole neigt.

Damit im Zusammenhang steht die Gleichgültigkeit gegenüber der Virulenz des Antizionismus als *moderne* Form des Antisemitismus. Dessen bedrohliches Potential wird verleugnet, verharmlost oder ignoriert. Der Zeitzeuge interessiert vor allem als Opfer der Vergangenheit. Wenn Juden heute auf den islamisch/arabischen Antizionismus als ernsthafte Gefahr hinweisen, gilt dies als Propaganda der Israel-Lobby. Dann heißt es, die Juden würden den Holocaust instrumentalisieren, um die verbrecherische Politik des Staates Israel zu vertuschen. Nichts anderes wird heute unter den Schlagworten Antisemitismuskeule oder Islamophobie verhandelt.

In der akademischen Forschung erscheint die Historisierung von Nationalsozialismus und Antisemitismus in deren Reduktion auf die blanken Tatsachen, dem notorischen Versuch das Morden zum Objekt empirischer Sozialforschung zurechtzustutzen. Ihren adäquaten Ausdruck findet diese Tendenz in den Bemühungen, die kritischen Einsichten der Ausstellung *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 - 1944* unter der Leitung von Hannes Heer und Daniel J. Goldhagens Buch *Hitlers Willige Vollstrecker* im Namen wissenschaftlicher Seriosität zu demontieren. Beide waren, wenn auch mit einigen Unklarheiten behaftet, zum Schluss gelangt, dass die Mehrheit der Deutschen, von Antisemitismus und Rassismus infiziert, zu potentiellen Mördern und Mordgehilfen geworden waren. Die Bevölkerung, gewöhnliche Deutsche bildeten demnach sowohl die Basis als auch das Treibmittel der Vernichtungsmaschinerie.

Heute gelten in der akademischen Forschung diese Feststellungen mehrheitlich als überzogen, mutwillig und überholt. Unzählige und umfassende Arbeiten zum Thema Wehrmacht und Antisemitismus in der NS-Zeit scheinen diese Schlüsse zu widerlegen. Das fragwürdige Resultat dieser Anstrengungen lautet: Die Deutschen, die jahrelang Zeugen des NS-Terrors gewesen waren, hätten vom verbrecherischen Charakter wenig geahnt und dem Regime nicht wegen, sondern trotz seiner mörderischen Ideologie die Stange gehalten. Auf die Verbrechen deutscher Einheiten bezogen spricht man im Jargon der Sozialwissenschaft von verschiedenen Faktoren und komplexen Wirkungszusammenhängen, welchen eine *monokausale* Erklärung nicht gerecht werden würde. Antisemitismus firmiert hier nur als ein Element unter verschiedenen, großteils äußerlichen, um nicht zu sagen sachlichen Faktoren. Angeführt werden etwa militärische, ökonomische und strukturelle Umstände. Die Spitze Goldhagens und Heers, welche die Monstrosität der Verbrechen, nicht an den Toten festzumachen, sondern in der Mitte der Gesellschaft zu verorten suchte, wurde deutlich zugunsten einer abstrakten Prozessbeschreibung relativiert. Anstatt der schwierigen Erwägungen rund um die Zusammenhänge von Ideologie und Herrschaft, welche freilich nicht empirisch zu beantworten wären, galt es die Auseinandersetzung wieder für den Wissenschaftsbetrieb handhabbar, d.h. frei von Konfrontation zu machen.

Das *Tagesseminar Ideologie und Volksgemeinschaft* pocht demgegenüber auf die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit diesen Begriffen und der Aktualität der Thesen Goldhagens und Heers. Es gilt darzulegen, a) weshalb der Hass auf die Juden durchaus als Mordmotiv ernst zu nehmen ist, was diesen Hass ausmacht, weshalb dieser nicht als Vorurteil oder Form des Rassismus zu verharmlosen ist, b) dass die zur Volksgemeinschaft verhärtete Bevölkerung als das konstitutive Element des NS-Regimes angesehen werden muss und c) dass beide Bestimmungen nur in ihrem Wechselspiel miteinander begriffen werden können.

Das Seminar soll eine kritische Einführung zum Thema Antisemitismus und Nationalsozialismus bieten. Das Ziel des Projekts ist es, inhaltlich anspruchsvolle Arbeit zu leisten, die dennoch auch Laien zugänglich ist. Vorausgesetzt wird allein das bloße Wissen, *das NS-Regime hat ein mörderisches Verbrechen begangen*. Das Seminar bedient nicht das historische Wissen, sondern will Orientierungspunkte für eine eigenständige Auseinandersetzung mit dem Thema Nationalsozialismus und Antisemitismus erarbeiten.

Luis Liendo Espinoza ist freier Autor und lebt in Wien.

Programm

13.00	Einführung
13.30 – 14.45	Vernichtungskrieg. Problemstellung und Erklärungsmodelle
14.45 - 16.00	Begriff des Antisemitismus. Vernichtungswahn und Weltanschauung
Pause	
17.00 – 18.00	Ideologie und Herrschaft. Hannah Arendts Konzeption totaler Herrschaft
18.00 – 19.00	Open Space. Offene Fragen und Vertiefung

Sonntag, 29. Mai 2011
Kulturvereinigung STWST (Servus Clubraum)
Kirchengasse 4, 4040 Linz/Urfahr
Kontakt (Anmeldung erwünscht) : *friendsofisrael.mail@gmail.com*

Eine Veranstaltung des *Vereins zur Förderung politischer Bildung und gesellschaftskritischer Studien* und der Reihe *antidot* (STWST/LIBIB). Gefördert vom Zukunftsfond der Republik Österreich.

»Erstmals die Möglichkeit, Dinge zu verändern«

Thomas von der Osten-Sacken hat die Aufstände im arabischen Raum direkt vor Ort miterlebt und schildert im Interview mit *Dominik Meisinger* seine Eindrücke.

Sie kamen überraschend und breiteten sich wie ein Lauffeuer aus – die Aufstände in den arabischen Staaten, die ihren Ausgangspunkt in Tunesien mit dem Sturz des Diktators Ben Ali nahmen und innerhalb kurzer Zeit zu größeren und kleineren Aufständen in fast allen anderen arabischen Ländern führten. Thomas von der Osten Sacken hat sie vor Ort miterlebt. Der Geschäftsführer der Hilfsorganisation wadi e.V., die seit 20 Jahren im Irak tätig ist und dort für Menschen- und Frauenrechte kämpft, hat für die Zeitungen »Die Welt« und »Jungle World« direkt aus Tunesien berichtet. Auf *jungle-world.com* ist sein blog »Von Tunis nach Teheran« zu lesen. Am 15. März, wenige Tage vor dem militärischen Eingreifen der westlichen Alliierten in Libyen, kam es anläßlich eines Vortrages an der Uni Wien zu folgendem Interview.

Die Aufstände waren nicht zuletzt von jungen Menschen getragen. Welche Rolle spielt der demografische Faktor bei den Aufständen?

Die Gesellschaften der Region sind extrem junge Gesellschaften. Die absolute Mehrheit der Bevölkerung ist unter 30 Jahren – und diese Mehrheit hat überhaupt keine Perspektiven, was sie dort mit sich anfangen kann. Es gibt keine Möglichkeiten der politischen Partizipation, keine Freiheiten und keine Job-Perspektiven. Deshalb sind diese Revolten auch hauptsächlich von unorganisierten jungen Menschen, auch vielen Frauen, getragen und überhaupt nicht von den traditionellen Oppositionsparteien.

Wie kann sich spontaner Protest längerfristig organisieren, wenn die Strukturen fehlen? Besteht hier die Gefahr, dass bereits recht gut organisierte politische Gruppierungen den Protest für ihre Zwecke instrumentalisieren?

Das Interessante ist, dass diese spontane Form unglaublich effektiv ist. Man kommt gegen sie nicht an und kann auch die Köpfe nicht einfach wegschlagen. In Tunesien geht es ja noch weiter, man hat auch nach Ben Alis Sturz weiter unliebsame Minister wegdemonstriert. Ähnlich ist das auch in Ägypten, wo Leute plötzlich die Geheimdienstbüros stürmen und Dokumente veröffentlichen. Es ist eine neue Form der Organisation, die selber sehr revolutionär ist.

Es ist natürlich ein Riesenproblem, wie man das alles organisiert, wenn es keine Möglichkeiten gibt, in Institutionen aktiv zu werden, weil es solche Institutionen ganz einfach nicht gibt. Soziologisch taucht ein weiteres Problem auf, das nicht spezifisch für den Nahen Osten ist: Parteien büßen ihre Rolle bei der Organisation von gesellschaftlichem und politischem Leben immer mehr ein. Sollte die Bildung neuer, repräsentativer Parteien nicht funktionieren, können natürlich ältere etablierte Organisationen wie die Muslimbrüder in Ägypten davon profitieren. Aber da ist es noch zu früh, sich ein Urteil zu bilden. In Tunesien haben sich mittlerweile 16 neue Parteien registriert.

Die zweite interessante Frage ist, was in anderen gesellschaftlichen Bereichen passiert. In Ägypten wurde gerade die erste freie Gewerkschaft seit 40 Jahren gegründet. Es bilden sich innerhalb der Gesellschaft Interessens- und Lobbyverbände, die es vorher in diesem Ausmaß nicht gegeben hat.

Manche warnen davor, dass in unübersichtlichen, postrevolutionären Situationen langfristig reaktionäre Kräfte als Sieger hervorgehen könnten, wie es etwa 1979 im Iran geschehen ist, als nach dem Sturz des Schahs ein islamischer Gottesstaat etabliert wurde.

Natürlich wird es, um diesen blöden Spruch zu bemühen, ein dorniger Weg. Die Zukunft ist offen, aber zum ersten Mal ist sie überhaupt offen. Es gibt die Möglichkeit, dass sich Dinge verändern. Das heißt nicht notwendigerweise, dass sie sich positiv verändern, aber Menschen mit emanzipatorischen Vorstellungen können diese zum ersten Mal äußern. Es gibt zum ersten Mal eine freie Presse, man kann auf der Straße diskutieren, was vorher alles verboten war. Ich denke, dass das alles überhaupt möglich geworden ist, hat das Selbstbewusstsein sehr stark verändert.

Die Gefahr, dass sich daraus langfristig noch schlimmere Diktaturen entwickeln, sehe ich für Tunesien und Ägypten momentan nicht. Bei anderen Staaten wiederum kann man wenig sagen. Jemen etwa ist de facto ein failed state – das war aber auch vor den Aufständen so. Als jemand, der seit 20 Jahren im Irak arbeitet, weiß ich, wie schwer es ist, wenn alle gesellschaftlichen Strukturen zerschlagen sind. Solche tragfähigen Strukturen aufzubauen sind Prozesse von mehreren Jahrzehnten. Da kann man nicht nach drei Monaten ein abschließendes Urteil tätigen.

Welche Rolle spielt der Islamismus in den Aufständen?

Im Vergleich zu den 90ern hat der Islamismus viel von seiner Austrahlungskraft eingebüßt. Das heißt nicht, dass es nicht sehr viele gut organisierte islamistische Organisationen gibt oder dass keine Gefahr von ihnen ausgeht. Aber was diese Revolten bislang ausmacht, ist, dass zwar Islamisten an ihnen teilnehmen, sie aber nicht dominieren. Das kann sich zwar ändern, aber ich denke, dass diese spontane, von der Jugend getragene Bewegung auch ein starkes kulturrevolutionäres Element hat. Das sind Dinge, die 50-jährige Islamisten auch nicht toll finden – etwa, wenn unverschleierte Frauen auf der Straße demonstrieren. Wenn aber alles schief geht, könnten sie langfristig davon profitieren.
Hätte man aber die Frage vor einem halben Jahr diskutiert, wären die meisten Leute wohl der Überzeugung gewesen, dass, sollte es zu einem Umsturz in Ägypten kommen, dieser von Islamisten angeführt wird. Das ist er nun nicht und diese kleine Differenz empfinde ich schon als sehr erfreulich. So zu tun, als gäbe es keine hochgradig antisemitischen und antidemokratischen Muslimbrüder, ist natürlich auch nicht hilfreich. Es ist unsere Aufgabe, die säkularen emanzipatorischen Kräfte zu unterstützen. Es steht ein klarer Kulturkampf zwischen Säkularen und Islamisten bevor, der teilweise auf Demonstrationen in Tunesien auch schon gewalttätig ausgeführt worden ist. Da treten tausend Konflikte, die vorher unterdrückt waren, an die Oberfläche. Es wird dabei viele Rückschläge geben, einige Fortschritte – aber dass das alles überhaupt möglich ist, ist das Neue.

Dominik Meisinger ist als Redakteur und Trainer bei Radio FRO tätig und studiert Politikwissenschaft und BWL in Wien.



Arabischer Aufbruch, israelische Sorgen

So berechtigt die Freude über die Entwicklungen in Tunesien und so verständlich die Hoffnungen in Bezug auf Ägypten sind – Israel kann und wird seine Bedenken hinsichtlich einer Entwicklung, die eine Neuformulierung der israelischen Sicherheitsdoktrin erzwingt und mit unabwägbaren Gefahren für den jüdischen Staat verbunden sein kann, nicht zurückhalten, nur um der Begeisterung für den arabischen Frühling nicht im Weg zu stehen. Von *Stephan Grigat*.

Kommentatoren wie beispielsweise Karim El-Gawhary erklären den Israelis, sie sollten sich nicht soviel Sorgen machen und auch einmal das Positive sehen. Gute Gründe können sie dafür in der Regel aber nicht nennen, und so erteilen sie ganz so wie die Vertreter der EU dem jüdischen Staat stattdessen Ratschläge, wie er ausgerechnet in der jetzigen Situation durch ein Nachgeben gegenüber den palästinensischen Begehrlichkeiten den berechtigten Zorn der arabischen Massen besänftigen könne – dann würde schon alles gut werden.

Das sehen die israelische Regierung und große Teile der Opposition zu Recht anders: Unter den Ersten, welche die neue regionale Instabilität für sich zu nutzen wussten, war erwartungsgemäß das iranische Regime. Im Februar schickte der Iran zum ersten Mal seit 32 Jahren zwei Kriegsschiffe durch den Suezkanal; Ägypten hat ihre Passage ins Mittelmeer genehmigt – ebenfalls zum ersten Mal seit 32 Jahren. Erstmals seit 30 Jahren ist der jüdische Staat gezwungen, nachrichtendienstliche Kapazitäten, die bisher zur Informationsbeschaffung über den Iran, Syrien und die Hisbollah zum Einsatz kamen, auf Ägypten auszurichten. Hamas-Anhänger und – Funktionäre haben den Sturz Mubaraks frenetisch gefeiert. Völlig zu Recht, denn sie können sich von so gut wie jeder zukünftigen Regierungskonstellation im Nachbarland eine Lockerung, wenn nicht gar Aufhebung der Blockade an der Grenze des Gaza-Streifens zu Ägypten erwarten, was für Israel ein Ende der relativen Ruhe an der Südgrenze bedeuten würde, da sich die Hamas durch unkontrollierte iranische Waffenlieferungen zu einer ähnlichen Bedrohung wie die Hisbollah im Norden entwickeln könnte. Yusuf al-Qaradawi, einer der prominentesten und übelsten Hetzer im sunnitischen Islam, kehrte nach Jahrzehnten der Verbannung vor wenigen Wochen nach Ägypten zurück. In seiner ersten großen öffentlichen Predigt, die offenbar mit Billigung der neuen Militärregierung auf dem Tahrir-Platz stattfand, schwärmte er vor Tausenden davon, bald auch im »befreiten« Jerusalem Allah preisen zu können.

Das sind völlig andere Bilder als jene aus Tunesien, wo sich auf einer Islamisten-Kundgebung vor der Synagoge in Tunis nur wenige Hundert zum antisemitischen Mob zusammenrotteten, während sich auf der Gegendemo ein paar Tage später über 15.000 einfanden. Und jenes *Al-Dschasira*-Interview, in dem sich Rachid al-Ghannouchi, der Chef der islamistischen Partei *Nahda*, bitter enttäuscht zeigte, dass partout niemand mit ihm reden, geschweige denn ihn in irgendein politisches Bündnis aufnehmen möchte, gehörte mit zu den schönsten Fernsehmomenten der letzen Monate. In Kairo jedoch wurden Vertreter der Muslimbruderschaft bereits vom neu ernannten Vizepräsidenten zu Gesprächen über die Zukunft des Landes empfangen, als sie sich offiziell noch nicht einmal als Partei betätigen durften. Wer sich von seiner Begeisterung dazu verleiten lässt, den arabischen Aufbruch blindlings abzufeiern, verschließt die Augen davor, dass Volksaufstände schon viel zu oft das Schlechte durch etwas Schlimmeres ersetzt haben. Die keineswegs dominierenden, aber immer wieder auftauchenden Bilder, auf denen die Demonstranten Mubarak mit aufgemalten Davidsternen als ‚Judenknecht' gebrandmarkt haben, rufen in Erinnerung, worin dieser Aufstand enden könnte. Es ist kein Zufall, dass iranische Oppositionelle, von den Rätekommunisten bis zu den Liberalen, ihre Grußadressen an die tunesischen und insbesondere die ägyptischen Revolutionäre stets mit eindringlichen Warnungen spicken, nicht die Fehler aus der iranischen Revolution von 1979 zu wiederholen und die Islamisten zu unterschätzen. Ihre Sorgen werden durch die offen zur Schau gestellte Begeisterung des Regimes in Teheran über die Kairoer Demonstrationen gespeist. Die ist nicht verwunderlich, sahen die Ajatollahs die prowestliche ägyptische Diktatur doch seit dem Friedensschluss mit Israel als einen ihrer Erzfeinde an.

Israel hat bezüglich Ägypten gute Gründe, nicht nur den Machtzuwachs der Muslimbruderschaft zu fürchten. In der Armeeführung gibt es Kräfte, die zwecks Machtsicherung auf eine Kooperation mit den Islamisten setzen, mit denen auch Mohammed el-Baradei, der ehemalige IAEO-Direktor und ein möglicher Präsidentschaftskandidat, zusammenarbeitet. Das ägyptische Oppositionsbündnis *Kifaya*, das in der Vorbereitung des Sturzes Mubaraks eine maßgebliche Rolle gespielt hat und in dem sich Linke, Nationalliberale und jene Islamisten zusammengeschlossen haben, die mit der Muslimbrüderschaft gebrochen haben oder schon immer in Konkurrenz zu ihr standen, wurde überhaupt erst ins Leben gerufen, um die »Al Aksa-Intifada« der Palästinenser zu unterstützen, in der über 1000 Israelis ermordet und mehr als 7000 verletzt wurden. Bald nach ihrer Gründung initiierte *Kifaya* eine viel beachtete Petition zur Aufkündigung des Friedensvertrags mit Israel. Kein Wunder, dass die *Antiimperialistische Koordination* in Österreich, welche die Kooperation von Linken und Islamisten schon seit Jahren nicht nur propagiert, sondern auch praktiziert, 2005 einen Vertreter von *Kifaya* nach Wien eingeladen hat.

Von Tariq al Bishri, jenem Juristen, der zum Vorsitzenden des Ausschusses für die Überarbeitung der Verfassung ernannt wurde, hört man, dass er dem iranischen Regime schon deswegen Bewunderung entgegenbringt, weil es ein leuchtendes Beispiel im Kampf gegen Israel sei. Ayman Nour, der Vorsitzende der liberalen *Ghad*-Partei und im Westen seit Jahren als wichtiger Gegenspieler Mubaraks gehandelt, stellt den Friedensvertrag mit Israel zumindest in Frage. Die vergleichsweise unbedeutenden, in der anachronistischen Tradition des Nasserismus stehenden Bündnisse sind ohnehin eindeutig antiisraelisch ausgerichtet. Aber auch die neu entstandene »Jugendbewegung des 6. April« fordert die Einstellung der Erdgaslieferungen an Israel, womit sie sich gegen die Politik der jetzigen Militärregierung stellt. Nichtsdestotrotz wird die Gruppe von deutschen und österreichischen Beobachtern als großer Hoffnungsträger präsentiert, ohne dass ihre antiisraelische Stoßrichtung überhaupt erwähnt wird.

Die Ziele der ägyptischen Muslimbrüder, deren ideologische Vordenker wie Sayyid Qutb Schriften mit so eindeutigen Titeln wie »Unser Kampf mit den Juden« verfasst haben, sind trotz des sunnitisch-schiitischen Gegensatzes jenen des iranischen Regimes durchaus ähnlich. Der heutige Oberste Geistliche Führer im Iran, Ali Khamenei, gehörte in den 1960er Jahren zu den Übersetzern der Schriften von Qutb. Bei den ägyptischen Muslimbrüdern, die auf Zeit setzen, existieren zweifellos unterschiedliche Flügel, von denen sich einer an der türkischen AKP orientiert. Schaut man sich deren immer hemmungslosere antiisraelische Politik und die Annäherung an das Regime in Teheran an, ist allerdings fraglich, warum das als Anlass zur Entwarnung gesehen wird. Sollte Ägypten den Weg der Türkei gehen, würde das eine fundamentale Kräfteverschiebung in jener Konfrontation bedeuten, die seit Jahren im Nahen Osten zwischen einer pro- und einer antiiranischen Achse stattfindet – was zwangsläufig zu Ungunsten Israels ausgehen würde, für das die Bedrohung durch das iranische Nuklearwaffen- und Raketenprogramm weiterhin Priorität hat.

Die Machthaber in Teheran setzen derweil völlig unbehelligt auf brutale Repression gegen die Freiheitsbewegung und werden dafür mit Besuchen europäischer Außenminister wie zuletzt Guido Westerwelle belohnt. Aber auch in Österreich zeigt man sich weiterhin unbeeindruckt vom Terror des iranischen Regimes und seinem unbeirrten Festhalten an der nuklearen und konventionellen Aufrüstung: Trotz aller Sanktionen sind die österreichischen Exporte in den Iran im letzten Jahr abermals gewachsen, die Importzahlen sind mit einer Steigerung von 400% geradezu explodiert. In Deutschland, dem wichtigsten Handelspartner des Regimes im Westen, schaut die Situation nicht viel anders aus. Genau diese Politik hält das iranische Regime mit am Leben. Dabei wäre sein Sturz eine gute, wenn auch sicher nicht hinreichende Versicherung, dass der arabische Frühling nicht zu einer Intifada gegen Israel verkommt, die den Massen weder Freiheit noch Brot zu bieten hätte – was aber bekanntlich überhaupt kein Grund ist, sie nicht vom Zaun zu brechen.

Die Frage lautet, ob jener für den Nahen Osten so typische Mechanismus durchbrochen werden kann, bei dem die innergesellschaftlichen und durch den Weltmarkt evozierten Widersprüche, die allein durch den Sturz eines Regimes nicht verschwinden, stets in Aggression gegen den jüdischen Staat transformiert werden. Diese Verschiebungsleistung erfolgt keineswegs automatisch, und selbstverständlich wäre es für Israel wünschenswert, wenn mit einem neuen Ägypten endlich ein Frieden nicht nur mit der Führung, sondern mit der Bevölkerung geschlossen werden könnte und dadurch auch all jene zivilgesellschaftlichen Projekte möglich würden, die schon im Abkommen von Camp David vorgesehen waren, aber unter dem Regime Mubaraks nie eine Chance hatten. Israel aber hat nichts davon, sich etwas zu wünschen. Es muss sich, wie immer, auf das Schlimmste vorbereiten. Wenn die Entwicklungen dann doch einem Beobachter wie dem ehemaligen Likud-Minister Natan Sharansky Recht geben, der im arabischen Aufbruch eine Bestätigung der Thesen seines Buches »The Case for Democracy« und eine große Chance für Israel sieht – umso besser.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft an der Uni Wien, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bündnisses www.stopthebomb.net, *Herausgeber von* Feindaufklärung und Reeducation. Kritische Theorie gegen Postnazismus und Islamismus *(ça ira 2006) und Mitherausgeber von* Iran im Weltsystem. Bündnisse des Regimes und Perspektiven der Freiheitsbewegung *(Studienverlag 2010).*

Hunnensturm im Sozialstaat

Auszug aus: Herrn Grolls Rede zur Lage der Nation*. Von *Erwin Riess.*

Die erste Abteilung in die ich Sie, werter Freund, führen will, ist eine österreichische Hauptabteilung, ich nenne sie »Superlativ und Versagen«. Wie Karl Kraus nachgewiesen hat, ist der Superlativ in der politischen Sphäre nichts anderes als das Eingeständnis der eigenen Tatenlosigkeit. Wenn man nur tätig wird, wenn der Status des Weltbesten winkt, kann man gleich die Hände in den Schoß legen und auch das Machbare nicht tun. So müssen Sie auch die Erklärungen des politischen Personals verstehen, wenn verkündet wird, Österreich müsse in kurzer Zeit das modernste Bildungssystem haben, die effizienteste Gesundheitsvorsorge, die privatisierteste Post oder wie SPÖ-Klubobmann Josef Cap über eine zu erstellende Sicherheitsdoktrin neulich sagte, Österreich müsse das sicherste und das lebenswerteste Land der Welt werden.

Sie werden nun einwenden, daß beides nicht steigerbar ist, entweder, man ist sicher oder unsicher, man kann nicht sicherer sein. Für das lebenswerte Leben gilt dasselbe – wobei ich dazu sage, daß dieses Wort historisch belastet ist, Herr Cap meinte wohl die Lebensqualität als er von lebenswert sprach. Lebenswertes Leben, Lebensqualität, Nazijargon oder Politikerkauderwelsch, das ist diesen Leuten einerlei. Selbstverständlich lügt Herr Cap nicht, er sagt nichts als die Wahrheit, die *wahrste* und *reinste* Wahrheit, die in *keinster* Weise davon ablenkt, daß das Gegenteil von dem Gesagten gemeint ist. Wer davon spricht, daß Österreich das sicherste und lebenswerteste Land der Welt werden muß, stimmt die Menschen darauf ein, daß sie künftig in unsicheren Verhältnissen ihr Auskommen finden müssen und daß die Frage, ob von der Norm abweichende Existenzformen noch ein lebenswertes Leben darstellen, sich von Neuem stellt. Das Wort »Sozialminister« bekommt in diesem Zusammenhang, es ist jener von sozialem Rassismus und eugenischer Politik, einen neuen, einen lebensbedrohlichen Klang.

Verehrter Dozent! Lassen Sie uns kurz in der nächsten Abteilung »Verscherbeln und Vergolden« vorbeischauen. Sicherlich haben auch Sie schon vom Sozialstaat gehört, auch wenn Sie ihn nicht brauchen, weil Sie eine Privatversicherung haben, die Sie im Bedarfsfall in ein Privatspital schickt, wo Sie dann von einem Privatarzt unter Verwendung öffentlicher Infrastruktur behandelt werden.

Lieber Freund! Der Sozialstaat, den wir kennen, ist ein Auslaufmodell. Die Zukunft gehört dem Hunnensturm. Ich weiß, Sie verbitten sich rassistische Äußerungen, aber ich verwende diesen Begriff bewußt. Ernst Jandl bemühte ihn in seinem »Deutschen Gedicht« aus den frühen sechziger Jahren. Immer wieder fordert er: »Sagt Hunnen! Sagt Hunnen!« wenn von Nazi die Rede ist. Jandl war ja in amerikanischer Kriegsgefangenschaft, die Lagerkommandanten bedachten die Nazi-Offiziere mit diesem Namen.

Ich erzähle im folgenden also vom modernen Hunnensturm. Ich erzähle von Kärnten.

Viele Jahre wetteiferte das Landeskrankenhaus Klagenfurt mit dem Landeskrankenhaus Graz um den Rang des größten Spitals in Österreichs Süden. Es wies zweitausend Angestellte, rund zweitausend Patienten und ein reichhaltiges Ensemble von Abteilungen auf, von denen einige, wie zum Beispiel die Kieferchirurgie, die Urologie oder die Schmerztherapie, zu den besten ihres Faches zählten. Auf dem weitläufigen Gelände zwischen dem Glan-Fluß und der inneren Stadt waren Pavillons aus unterschiedlichen Zeiten gruppiert, von Gründerzeitschlößchen bis zu den Plattenbauten der siebziger Jahre waren alle Baustile vertreten. Es gab eine Wäscherei, anstaltseigene Schlosser und Elektrikerbetriebe, eine formidable Gärtnerei, in der psychiatrische Patienten mitarbeiten konnten, und eine Bäckerei, die über das Spital hinaus Torten und Speisen in hervorragender Qualität und zu moderaten Preisen anbot. Das Arbeitsklima war gut, die Patienten waren zufrieden, das Krankenhaus war ein Vorzeigebetrieb.

In den neunziger Jahren wurden die Spitäler in eine Holding-Gesellschaft ausgelagert, die keinerlei demokratischer Kontrolle unterliegt. Betroffene und Experten, die an der Weiterentwicklung des Sozialstaats und nicht an dessen Scheitern interessiert waren, bezeichneten die Auslagerung als Vorbereitungshandlung einer späteren Privatisierung. Von Haider und dessen Trabanten wurden Sie als verkalkte Verhinderer beschimpft.

In der Folge wurde die Infrastruktur des Spitalskomplexes systematisch ausgehöhlt und dem Verfall preisgegeben, bis es hieß, eine Renovierung sei zu teuer, ein neues Spital müsse her, das, anders geht es im superlativischen Österreich nicht, zu den modernsten Kliniken der Welt zählen werde. Also wurde die Glan verlegt, zu einem traurigen Kanal zurechtgestutzt und auf dem gewonnenen Areal wurde ein anthrazitgrauer Gebäudewurm hochgezogen, dessen Fenster sich bei Sonneneinstrahlung von selber verschatten und mehr an einen Campus für kirchliche Mißbrauchsopfer denn an ein Spital erinnert. Im Frühsommer 2010 wurde das »Wörthersee Klinikum«, so der hochtrabende Name, von Landeshauptmann und Bischof eröffnet. Zu diesem Zeitpunkt war das Land Kärnten längst bankrott und die landesnahe Bank von der Republik notverstaatlicht. Die arbeitenden Menschen dürfen die Kärntner Voodoo-Ökonomie und den risikolosen Dividendenregen für Milliardäre nachträglich durch Steuererhöhungen und soziale Leistungseinschränkungen finanzieren. Kein verantwortlicher Politiker, der zurücktritt, an allem war nur der rasende Derwisch im VW-Phaeton schuld, der, je nach Erfordernis, als *vom Himmel gefallene Sonne* (Landeshauptmann Dörfler) oder *verantwortlicher Politiker vor meiner Zeit* (ebenfalls Dörfler) bezeichnet wird.

Im neuen Klinikum wird an allem gespart. Beim ärztlichen und pflegenden Personal, bei den Warteräumen der Patienten, ja selbst bei den Röntgenbetten wird gespart. In der Chirurgischen Ambulanz können letztere in der Höhe nicht verstellt werden, gehunfähige Patienten werden gebeten, auf das Bett hinaufzuhüpfen. Intensivmediziner sind nunmehr für achtzehn statt zwölf Intensivbetten verantwortlich. Andererseits wurden für Primarärzte Ordinationen innerhalb der Klinik eingerichtet, auf daß die Elitenmedizin für Privatversicherte unabhängig von Anfahrtswegen und Wartezeiten ablaufen kann.

Die Holding verfügte eine Reduktion der Patienten um ein Viertel, dies sollte aber nur ein erster Schritt sein. Auf die Einsparungen und Ausweitungen der Dienstzeiten reagierten die Beschäftigten mit Protest, viele entwickelten auch Burn Out-Syndrome, während eine Reihe leitender Oberärzte, die sich dem Willkürregime der Holding und ihrer berüchtigten Vorsitzenden, dem gesteigerten Arbeitsdruck sowie der Verschlechterung der medizinischen Qualität, nicht beugen wollten, in die Allgemeinmedizin flüchteten. Ihr Spezialwissen ging mit einem Schlag verloren, neu eingestellte Ärzte und Ärztinnen hatten keine andere Chance, als sich den neuen Bedingungen zu unterwerfen. Innerhalb weniger Monate war eine massive Dequalifizierung ärztlicher Arbeitskraft Realität geworden. Dazu ist zu sagen, daß in der Holding und dem Aufsichtsrat ausschließlich Parteigänger der Kärntner Freiheitlichen und der Kärntner Volkspartei sitzen. Sogar für den ehemaligen Sozialminister Haupt fand sich eine gut dotierte Pfründe.

Ein halbes Jahr nach Eröffnung des »Wörthersee Klinikums« bat in Klagenfurt eine Privatklinik zum Willkommenstrunk. Die Privatklinik mit dem sprechenden Namen »Humanomed« wirbt erfahrenes Ärztepersonal aus dem ramponierten Landeskrankenhaus ab. Anläßlich der Eröffnung meinte der Landeshauptmann, die Privatklinik stelle die Zukunft des Kärntner Gesundheitswesens dar. Der Mann sprach nicht die Unwahrheit, verehrter Herr Dozent! Vor wenigen Tagen wurde eine weitere Privatklinik im von Klagenfurt nicht weit entfernten Treibach-Althofen eröffnet. Der leitende Primar ist gleichzeitig Primar im »Klinikum Wörthersee«, für das harsche Einsparungen und eine weitere Reduktion der Patientenanzahl vorgesehen sind. Mittlerweile ist das Arbeitsklima im Spital vergiftet, innere Emigration, Konflikte und Proteste der Beschäftigten sind an der Tagesordnung. Führende Mitarbeiter, die sich dem Druck widersetzen, werden, wie der ärztliche Direktor Angrés – er solidarisierte sich mit dem Personal –, fristlos entlassen. Der folgende Arbeitsgerichtsprozeß endet zwar für die Holding mit einer Blamage, der Direktor muß in alle seine Rechte wiedereingesetzt werden, er verzichtet aber, sich weiter dieser Schlangengrube auszusetzen und quittiert den Dienst. Er habe einige Jahre in Afghanistan gearbeitet und sei einiges gewöhnt, aber gegen die bodenlose Niedertracht der Kärntner Hunnen seien die Taliban Ehrenmänner, ließ er zum Abschied verlauten. Die Holding hat ihr Ziel – den unbotmäßigen Mann zu entfernen – erreicht. Die Abfindungs- und Ersatzkosten trägt der Steuerzahler. Das fällt auch schon nicht mehr ins Gewicht, denn schon der laufende Betrieb des Klinikums wird durch einen Kredit bestritten, von der Rückzahlung der Finanzierungskosten ganz zu schweigen. Der Kredit stammt von der Hypo Alpe Adria. Der Selbstbedienungsbank der autokratisch regierenden Kärntner Freiheitlichen, geführt von Hunnen im Nadelstreif.

Wenn das Spital in ein paar Jahren endgültig seinen Versorgungsauftrag abgeschüttelt haben wird, schlägt die Stunde der Totalprivatisierer. Ein privater Krankenhausbetreiber, vielleicht jener, den wir schon kennen, wird das »Wörthersee Klinikum« übernehmen, die öffentliche Hand wird den Umstieg bezahlen, die Sozialversicherungsträger werden den Betrieb finanzieren, die medizinische Qualität wird sich verschlechtern, die Patienten werden in die Allgemeinpraxen abgedrängt oder werden ein Opfer der Freimedizin. Sie wissen nicht, was die Freimedizin ist? Dem Patienten wird das Recht auf Freiheit von medizinischer Versorgung eingeräumt, ein Schritt zur bedingungslosen Selbstbestimmung, der Freiheit auf Nichtbehandlung, behandlungsloses Leiden und Sterben. In dieser Phase werden Scharlatane und Esoteriker aller Art ihren Schnitt machen. Sie sind jetzt schon die Abzocker in jenem Teil des Gesundheitswesens, der bereits privatisiert ist. Das, verehrter Dozent, nenne ich eine hunnische Vorgangsweise. Sie reicht weit in die Zukunft. Nicht lange, und andere Bundesländer werden dem Kärntner Beispiel folgen.

Erwin Riess geb. 1957, Rollstuhlfahrer und Aktivist der autonomen Behindertenbewegung seit 1983, schreibt Stücke, essayistische und erzählende Prosa. zuletzt »Herr Groll und der rote Strom«, Roman 2010, Otto-Müller Verlag, in diversen Zeitschriften erscheinen laufend Groll-Geschichten, lebt in Wien und Pörtschach.

**) im Auftrag der VHS – Hietzing , Robert Streibel. Rede gehalten am 16. 3. 2011, Bezirksmuseum Hietzing*

Gustav Mahler und Adorno

Ein neues Buch von Gerhard Scheit und Wilhelm Svoboda zeigt die Negative Dialektik in Mahlers Musik. Von *Renate Göllner*.

Nicht selten tragen Gedenktage am meisten zum Vergessen bei. So ergeht es in diesem Jahr Gustav Mahler. Die Feier seines Todestages wird – nicht anders als die seines Geburtstags im vergangenen Jahr – begangen, als wäre mit der Renaissance seiner Musik seit den 1960er Jahren auch nichts mehr über die Abwehr zu sagen, die ihr einmal entgegengesetzt wurde. An sie zu erinnern und zugleich zu zeigen, dass die Eigenart dieser Musik als Teil der Moderne nicht zuletzt darin besteht, das Ressentiment und den Hass, auf die sie stoßen sollte, bereits vorauszuahnen, unternehmen Gerhard Scheit und Wilhelm Svoboda in einem neuen Buch: *Treffpunkt der Moderne. Gustav Mahler, Theodor W. Adorno, Wiener Traditionen*.

Es war vor allem Theodor W. Adorno, der Eigenart und Abwehr zusammengedacht hat, und darum ziehen sich seine Schriften über Mahler wie ein roter Faden durch das Buch. Adorno war 1925 nach Wien gekommen, um bei Alban Berg und Eduard Steuermann, zwei wichtigen Vertretern der von Schönberg begründeten Wiener Schule, Unterricht zu nehmen. Mahlers Musik aber, die so gerne als spätromantisch eingestuft wird, bildete von Anfang an eine Art Referenzpunkt, der es Adorno ermöglicht hat, die Entwicklungen innerhalb der neuen Musik, ihr Verhältnis zu den gesellschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart, begrifflich zu erfassen: »Mahlers Symphonik«, so die Autoren, »ist ihm gleichsam der Gedanke, der alle Beobachtungen zur Moderne muß begleiten können.« Schon damals registrierte Adorno sehr genau den Hass, der dieser Musik entgegenschlägt, obwohl sie doch, anders als die Schönbergs mit der Tonalität nicht gebrochen hatte. Die vermeintliche Nähe zur Romantik nütze da nichts, im Gegenteil, Mahler gelte ebenso als der »jüdische Intellektuelle, der mit wurzellosem Geist die ach so gute Natur« verderbe; der »Destruktor ehrwürdig traditionaler Musikgüter«, die »sei es banalisiert, sei es schlechthin zersetzt« würden. Gerade das faszinierte den jungen Adorno: die Intention, auszubrechen »aus dem bürgerlichen Musikraum«, der das »Untere« ignoriert. Außerhalb des Konzertsaals und »unterhalb der Form« sei »der Ort, an dem allein die wahren Bilder bewahrt werden, die die Form vergebens anredet«, Mahler nehme sie mit, »wie man Scherben am Weg mitnimmt«. Mit der Rückkehr aus dem Exil, als das ganze Ausmaß der nationalsozialistischen Verbrechen bekannt geworden war, tritt etwas hinzu: Adorno erkennt, dass »der Jude Mahler den Faschismus um Dezennien vorauswitterte«. So klinge das erste Trio des Trauermarsches der V. Symphonie, »als drängte das Dorf in der Synagoge zusammen und klage im Angesicht des Pogroms«. In seinem 1960 erschienenen »Mahler« Buch, seiner »persönlichsten« Schrift, das seiner Frau, Gretel Karplus gewidmet ist, betont er, dass Mahler zwar durchaus nicht »als national-jüdischer Komponist« beschlagnahmt werden könne, seine Musik ergreife aber in anderer Weise Partei für das Judentum. Das zeige sich daran, wie der Komponist mit den Klischees des Jüdischen umgehe, die dem Antisemitismus so teuer sind. Indem sie auf »das Grelle, zuweilen Näselnde, Gestikulierende, und durcheinander Redende« anspiele, werde »ohne Beschönigung, jenes Jüdische zur eigenen Sache« gemacht, »das den Sadismus reizt«. Geht man, wie die Autoren, davon aus, dass »über Mahlers Musik sowie über die gesamte Moderne sich zureichend und ohne Gemeinplätze« nur schreiben lässt, »wenn sie zugleich mit der Abwehr dargestellt wird, auf die sie stößt«, so wird klar, welcher außergewöhnliche Stellenwert gerade in dieser Frage Adornos Deutung zukommt.

Die Autoren verweisen aber auch auf einen überaus interessanten und weitgehend vernachlässigten Aspekt in Adornos Schaffen, indem sie auf die enge Verwobenheit seiner musikwissenschaftlichen und philosophischen Schriften aufmerksam machen: Bildete doch dessen lebenslange Beschäftigung mit dem Komponisten, auch die Voraussetzung für seine bedeutendste philosophische Schrift, die »Negative Dialektik«. Mahlers Musik begreift er als Modell für das, was ihm als »dialektische Logik« im Unterschied zur »diskursiven« vorschwebe: sie folge, so Adorno, »aus der Geprägtheit und Bestimmtheit der einzelnen Charaktere« und eben nicht »aus einem abstrakt vorgeordneten Entwurf«.

Es ist darüber hinaus das große Verdienst der Autoren, ganz allgemein die Bedeutung der Wiener Schule für die Rezeption Mahlers nachgezeichnet zu haben. Dabei begegnet man dem beinahe vergessenen Schönbergschüler Erwin Ratz, der selbst nicht von den »Nürnberger Rassegesetzen« betroffen, während des Nationalsozialismus zahlreichen Menschen zur Flucht verhalf, der Juden und Jüdinnen versteckte und sie aus der vom Vater geerbten Bäckerei mit Brot und Essen versorgte. Ebenso gelang es ihm, in dieser Bäckerei Partituren und Schriften seines Freundes Hanns Eisler vor den Nazis zu verbergen, dessen Flucht ins Exil er finanziert hatte. Von 1940 bis gegen Ende des Krieges stellte Ratz dann die Wohnung seiner Mutter über der Bäckerei zur Verfügung, damit Anton von Webern Unterricht in Formenlehre und Komposition geben konnte – es war gewissermaßen der letzte Rest der in Wien verbliebenen Wiener Schule. Nach 1945 publizierte Ratz ein Lehrbuch zur Formenlehre, einem Fach, das er nun auch an der Wiener Musikakademie unterrichtete, initiierte die Gründung der Internationalen Gustav Mahler Gesellschaft und gab die Gesamtausgabe des Komponisten heraus. »Nur wer mit Mahler eingehend sich beschäftigt hat, wird ganz ermessen, was man ihm schuldet«, schrieb Adorno über den Freund.



Das Erschließen dieser unterschiedlichen Wirkungszusammenhänge zwischen Wiener Schule und Mahler ist es, was den Band, neben der musikwissenschaftlichen Kompetenz, so spannend macht. Man erfährt darin also nicht nur viel über die Bedeutung von Mahlers kompositorischem Schaffen, sondern auch über jenen Kreis von Menschen, die auf je unterschiedliche Weise, selbst während der Zeit des Nationalsozialismus, als Mahler und Schönberg als »entartete« Komponisten galten, die Tradition der Wiener Schule und ihrer Mahler-Rezeption bewahrten. Erinnert wird in diesem Zusammenhang auch an Herta Blaukopf, die in einem Interview von ihrer Klavierlehrerin Olga Novakovic erzählt, der vermutlich ersten Schülerin Schönbergs. Herta Blaukopf, die damals noch Herta Singer hieß und mit jüdischem Vater und nichtjüdischer Mutter in Wien geblieben war, besuchte auch jene Kurse bei Webern oberhalb der Bäckerei von Ratz. Hier traf sie u. a. mit Josef Pollnauer zusammen, der nach Webern zum wichtigsten Lehrer in der Tradition der Wiener Schule werden sollte. Nach dem Krieg heiratete sie den Musiksoziologen Kurt Blaukopf, der aus dem Exil in Palästina zurückgekommen war. Mit ihm zusammen widmete sie sich dem Auf- und Ausbau der Internationalen Mahler Gesellschaft. Sie schrieb zahlreiche Aufsätze über den Komponisten und gab mehrere Briefbände von ihm heraus. Ihr letztes Projekt, eine kleine Monographie über ihre Lehrerin, die wohl niemand anderer als sie zu schreiben imstande war, konnte sie nicht mehr realisieren, sie starb 2005. Umso wichtiger, dass der Band von Scheit und Svoboda ein Interview mit Herta Blaukopf enthält – neben einem mit dem Dirigenten Michael Gielen, der seinerseits bei Novakovic und Pollnauer gelernt hatte, und einem mit der Komponistin Olga Neuwirth, die Erfahrungen mit Mahlers Musik aus der Sicht einer jüngeren Generation vermittelt.

Erinnert wird auch an Harald Kaufmanns Aktivitäten in Graz. Er stand seit den 1950er Jahren nicht nur mit Pollnauer sondern ebenso mit Adorno in Kontakt, den er ab 1967 an das von ihm gegründete »Institut für Wertungsforschung« zu Vorträgen einlud. Kaufmann war Adornos Deutung von Musik aufs engste verpflichtet und verlieh der Hoffnung Ausdruck, dass »Adornos Königsweg, die musikalische Zelle so zu analysieren, daß sie das Allgemeine des gesellschaftlichen Vorgangs offenbart, als Spurlinie aus keiner späteren theoretischen Beschäftigung mit Musik mehr zu tilgen sein« werde. Adorno seinerseits fühlte sich dem Institut tief verbunden und sah dort mehr Wirkungsmöglichkeiten als im gesamten Wiener Geistes- und Musikleben, bevor sein Tod dieser Zusammenarbeit ein plötzliches Ende setzte.

Großen Anteil an der Rezeption von Mahlers Musik kam stets den Interpreten zu. Dass Mahlers Musik von vielen Dirigenten Gewalt angetan wird, in dem sie seine Musik zu verharmlosen und zu glätten versuchen, zeigen Scheit und Svoboda zuletzt unter anderem an Karajan, der bekanntlich lange Zeit zögerte, Mahler überhaupt zu dirigieren. Seine Aufnahmen dokumentieren besser »als alle zeitgeschichtlichen Quellen über seine geistige Nähe zum Nationalsozialismus, dass er der Periode verhaftet blieb, in der Mahler in Deutschland und Österreich nicht gespielt werden durfte. Es ist ein bestimmter Begriff von Erhabenheit, den Karajan damals verinnerlicht hatte«. Abwehr lässt sich heute auch bei den Dirigenten Thielemann und Harnoncourt feststellen: Mahler zu dirigieren »würde ihr Verständnis von Musik empfindlich in Frage stellen«. Indem sie ihn aus ihrem Repertoire weitgehend oder ganz ausklammern, »klammern sie auch einen Begriff von Moderne aus, der das ‚Untere', Banale, das mit sexuellen Bedeutungen konnotiert ist, nicht abspaltet und dem Genre der Unterhaltung überlässt, sondern zu Bewusstsein zu bringen vermag und damit auch das Erhabene reflexiv einholt.«

Neben den vielen Dirigenten, die Mahlers Partituren nur dazu verwenden, die Virtuosität der heutigen Orchester auf die Probe zu stellen, gibt es nur ganz wenige, die sie, wie Michael Gielen, in der Tradition der Wiener Schule und Adornos zu realisieren verstehen.

Gerhard Scheit / Wilhelm Svoboda: »Treffpunkt der Moderne Gustav Mahler, Theodor W. Adorno, Wiener Traditionen«. Sonderzahl, 252 S., Broschur, 19,90 Euro

---

Renate Göllner ist Autorin, schrieb zuletzt das Buch »Schule und Verbrechen. Die Vertreibung jüdischer Schülerinnen und Schüler von Wiens Mittelschulen« und arbeitet zur Geschichte der Psychoanalyse.

Vortrag

Gerhard Scheit ist am 9. Juni 2011 zu Gast in der Stadtwerkstatt mit dem Vortrag »Pogrommusik. Gustav Mahler und Theodor W. Adorno«. Beginn: 19.00 Uhr.

Eine Veranstaltung aus der Reihe »antidot« von stwst und libib.

Das Leben nicht banaler beschreiben als es ist

Diesen Winter hat der in Linz gebürtige Autor Philip Hautmann im Wiener Trauma Verlag seinen ersten Roman herausgebracht. »Yorick – ein Mensch in Schwierigkeiten« handelt auf den ersten Blick von einem von sich selbst überzeugten eigenbrötlerischen Protagonisten und seinen wunderlichen Abenteuern mit künstlerischen Phantasten, einem Philosophenzirkel und einem geheimnisvollen Milliardär. Möglicherweise spielt sich aber auch alles nur im Kopf einer Psychologin ab. Nach Studien in Linz und Basel lebt Philip Hautmann in Wien. *Anna Masoner* traf ihn dort zum Gespräch.

Du hast in Linz und Basel Sozial-, Wirtschafts- und Politikwissenschaften studiert und dich unter anderem in deiner Dissertation mit Politischer Ökonomie beschäftigt. 2010 hast du deinen ersten Roman »Yorick – ein Mensch in Schwierigkeiten herausgebracht«. Definierst du dich als Wissenschaftler, als freier Autor oder ist es schwierig sich zu definieren?

An und für sich bin ich Wissenschaftler von der Ausbildung her. Ich hab Sozialwirtschaft studiert, was mir auf dem Arbeitsmarkt aber nicht so wirklich weitergeholfen hat. Da habe ich mich in Arbeitsverhältnissen wiedergefunden, für die man nicht mal Matura braucht, und an einem bestimmten Punkt habe ich beschlossen, schreibe ich halt eben einen Roman.
Man könnte zum einen sagen, dass das nichts als die nächste Schnapsidee auf dem Weg zu einer gesicherten Existenz sein kann, zum anderen muss man ja irgend etwas machen um nicht geistig zu versauern, also hab ich das probiert.

Wie ist es denn so, das Leben als Autor? Gezeichnet von Schwierigkeiten?

Wenn man keinen Namen hat und einen Verlag sucht oder im Literaturbetrieb unterkommen will, ist es natürlich gezeichnet von Schwierigkeiten. Wenn man weiters an etwas arbeitet, das noch nicht in seinem Wert festgestellt ist – und letztendlich wird dieser Wert ja durch das Qualitätsurteil der Außenwelt definiert – ebenfalls. Da pendelt man in seinem Schaffensprozess und seiner Selbstbeurteilung ständig zwischen Manie und Depression. Natürlich ist es allgemein so, dass, wenn man Kunst macht, man sich quasi in seiner gesamten Persönlichkeit als auf dem Prüfstand erlebt, und in der Regel bringt es wenig Geld.
Das heißt, Künstler sein hat ein gewisses dramatisches Potenzial.

Wie kam es eigentlich zur Veröffentlichung? Schickt man das Manuskript an zig Verlage?

Ja schon, außer man kennt jemanden. Oft passiert es ja über Kontakte. Wenn man jetzt kein B-Prominenter ist, der über sein Sexualleben schreibt, ist es schwierig, bei einem Verlag ganz einfach so unterzukommen. Als belletristischer Autor hat man es nicht so leicht, weil sich Belletristik nicht so leicht verkauft. Da ist ja der Markt überschwemmt und es schwer vorherzusehen, wie eine Veröffentlichung beim Publikum ankommt. Bei Sachbüchern ist das anders. Da kann man sagen: Das interessiert so und so viele Leute. Aber eine belletristische Veröffentlichung ist für einen Verlag immer ein Risiko.

Wie hast du eigentlich zum Schreiben gefunden?

Beckett hat mal gesagt, er habe zum Schreiben begonnen, weil alles andere fehlgeschlagen sei. Das kann bei mir nicht eben anders gewesen sein. Ich hab halt keinen anständigen Job bekommen. Meine Idee war ursprünglich, ein Kinderbuch zu schreiben, um meiner Intellektualität eins auszuwischen. Als ich mit dem Roman begonnen habe, war ich ziemlich stark unter dem Einfluss von Alice im Wunderland von Lewis Caroll.

Was hat dich an dem Buch fasziniert?

Es ist ja eines der größten Werke der Weltliteratur. Immerhin wird beschrieben wie ein Kind denkt. Und man kann das Wunderland, in dem sich Alice bewegt, als Satire auf die Erwachsenenwelt ansehen: Die Leute mit ihren komischen Marotten. Oder die Umkehrung der Logik, das Irrationale, das doch in eine zeremonielle, konventionelle Form gebracht und ritualisiert bzw. routinisiert wird.

Wieso hast du aber schlussendlich kein Kinderbuch geschrieben?

Da hat mir die kindliche Kreativität dann doch gefehlt. Auf den Yorick bin ich gekommen, weil ich zu der Zeit Georg Christoph Lichtenbergs Sudelbücher gelesen habe. In denen hat er auch über den Roman *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* und dessen Autor Laurence Sterne geschrieben. Sterne hat sich nämlich Yorick genannt, das war sein literarisches Alter Ego. Den Namen Yorick hatte Sterne wiederum von Shakespeare, der den Hofnarren in Hamlet so genannt hat. Dieses Hofnarrenartige hat Sterne interessiert. Die Figur des Hofnarren ist ja kein Trottel, sondern eigentlich ein Weiser. Er hat eine gewisse Distanz, er beherrscht im menschlichen Chaos und in der Irrationalität den Überblick, deswegen steht er oft auf verlorenen Posten. Was er dem König an Wahrheit erzählt, kommt oft nicht an. Der Yorick ist eine Nebenfigur im *Tristram Shandy*. Aber ich dachte mir, er wäre ein gutes Sujet für einen eigenen Roman. Eine Figur, die sehr von sich eingenommen ist und in ihrer Überzeugtheit, in ihrer Besonderheit lebt und glaubt, sie ist überall willkommen. Mit diesem Anspruch bewegt sich das Individuum in der Gesellschaft und bemerkt niemals, dass es nicht so ist. Das ist ein großartiges Thema. Es hat etwas Don Quichotteartiges, dass der Mensch in der Täuschung und der Illusion aufgeht…

Yorick, so schreibst du selbst, ist ein witziger Kerl. »Er kommt uneingeladen zum Frühstück und wenn man ausgeht, um ihn los zu werden, so geht er mit aus, in eine andere Gesellschaft, da er glaubt, nirgends unangenehm sein zu können!«
Nervt es dich wenn ich dich frage, wie viel von dir selbst steckt denn eigentlich in deinem unangepassten Protagonisten?

Naja, wenn man ein Buch schreibt, damit an die Öffentlichkeit geht und Interviews gibt, ist es eh klar, dass solche Fragen kommen, insofern hat man nicht genervt zu sein. Der zitierte Satz stammt eigentlich von Lichtenberg, der behauptet, dass entgegen möglicher Erwartungen, die man an seinen edlen Charakter haben könnte, Laurence Sterne selbst so war. Ein eher unausstehlicher Typ, eine Klette und Schmarotzer. Ein Typ der sich überall reingedrängt hat. Wenngleich mit autobiographischen Elementen versehen, geht es beim Yorick aber um die Beschreibung einer derart veranlagten Kunstfigur. Ein Mensch, der sich für überall willkommen hält, ohne es zu sein, und ohne das jemals zu bemerken. Ein Mensch, der auf der anderen Seite auch seine Qualitäten hat, die von der Gesellschaft missverstanden werden, da sie ja aus Individuen besteht, die letztendlich genauso in ihren Ich-Pathologien gefangen sind.
Das Thema des Buches ist ja, dass der Mensch als Existenz permanent um sich selber kreist. Dass er unachtsam ist. Wenn man bei diesen Lebensratgebern oder Esoterikbüchern, bei den klügeren, nachschaut, kommt das Thema »Achtsamkeit« immer wieder vor. Der Mensch soll gegenüber den Mitmenschen, seiner Umwelt und sich selbst achtsam sein. Das Ganze kommt aus dem Buddhismus, dem ich selber auch positiv gegenüberstehe. Der Yorick ist, wenn man so will, das Buch von der Unachtsamkeit des Menschen.

Neben Yorick bevölkert ein ganzes Kabinett an sonderbaren und schrägen Figuren den Roman. Wie entwirft man denn so ein Personal? Geht man von Bekanntschaften aus, vom eigenen Freundeskreis oder eben gerade nicht?

Natürlich haben Yorick und auch die anderen Figuren etwas mit meinem persönlichen Erleben zu tun, aber vieles ist erfunden. Zum Beispiel kenne ich keinen Milliardär.
Ein paar Bekannte, teilweise sehr entfernte Bekannte, mussten schon als Modelle herhalten, aber im Grunde geht's darum, bestimmte Charaktertypen darzustellen. In der Regel sind mehrere reale Personen zusammengeschmiedet in die Figuren, die auftreten. Es müssen auch nicht immer Personen sein, es können auch einfach nur Wortmeldungen sein, die ich irgendwo mal von wem aufgeschnappt habe.

Das Buch steckt zwar voller Aktualitätsbezüge, trotzdem hat man beim Lesen das Gefühl, dass die Handlung ebensogut im 19. Jahrhundert stattfinden könnte…

Eigentlich ist es egal wann es spielt. Daher gibt es auch keine konkreten Orts- und Zeitangaben. Und auch keine übertrieben detaillierten Beschreibungen der Figuren. Im ersten Teil könnte man die Personen ja genauso gut für Kinder halten. Und vielleicht sind sie es ja auch. Das hat wahrscheinlich auch etwas mit dem Stil vor allem im ersten Teil zu tun, der teilweise etwas barock ist. Und auch ein wenig kindlich. Es ist ein absichtlicher Verfremdungseffekt. Dass etwas Märchenhaftes dargestellt wird. Dass erkennbar ist, dass da Literatur gemacht wird, aber eben nicht in einer heute üblichen literarischen Sprache. Außerdem hat man im 19. Jahrhundert besser geschrieben als heute.

Findest du? Wieso?

Man hat eine schönere Sprache gehabt. Und schönere Ziele und Ideale, denn diese sind ja auch Teil unserer Existenz, auch wenn sie immer wieder an der Realität scheitern. Das fehlt halt irgendwie in der heutigen Literatur, finde ich. Da beschreiben Autoren oft ihr vegetatives, jämmerliches Leben ganz so wie es ist, bzw. ins Negative verfremdet und freuen sich auch noch drüber. Natürlich geht es in der Kunst darum, dass man das Leben beschreibt, aber die allgemeine menschliche Situation. Ich halte es da eher mit Goethe: Kunst dient der Veredelung des Menschen. Wenn man ein Buch aufschlägt und auf den ersten Seiten schon diverse Kraftausdrücke vorkommen, habe ich das Gefühl, dass heutzutage so ein gewisser Manierismus herrscht, dass man das Leben banaler beschreibt als es eigentlich ist.



Philip Hautmann: »Yorick – Ein Mensch in Schwierigkeiten«, Verlag Trauma Wien, 2010, *Traumawien.at*

Anna Masoner hat in Wien, Linz, Paris und Melbourne Geschichte und Medientheorie studiert. Von 2007 bis 2009 war sie im Team der Stadtwerkstatt. Derzeit ist sie freie Mitarbeiterin bei Radio Österreich 1.

Stadt, Stadterkundung und die Modernisierung der Intellektuellen

Christine Holste hat den Band »Kracauers Blick« herausgegeben und damit Kracauers beeindruckend vielfältige »Anstöße zu einer Ethnographie des Städtischen« aktualisiert. *Tanja Brandmayr* hat die Berliner Kultursoziologin in Linz getroffen – ein Interview.

Siegfried Kracauer wird größtenteils als Filmhistoriker, Filmtheoretiker, als ein der Kritischen Theorie nahestehender Essayist rezipiert. Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie mit dem von Ihnen herausgegebenen Buch die Wahrnehmung des Kracauerschen Schaffens doch sehr erheblich erweitern wollten?

Nun, Anfang der 90er Jahre befanden wir uns nach der Berliner Maueröffnung ja in einem eher überraschenden Aufbruch: die Architekten machten sich daran, ihr Fachverständnis zugunsten gesellschaftlicher Aspekte des Stadtumbaus zu erweitern, und unter Soziologen interessierte man sich stadterkundend und kulturdiagnostisch u.a. für Schwerpunkte des geteilten östlichen und westlichen Zentrums. Da lag die Neulektüre Kracauers natürlich nahe: Sein physiognomischer Blick, seine Kurzprosa und Romane sowie die Vorarbeiten zu einer medienzentrierten Analyse der Weimarer Republik boten vielfältige Anregungen, um geschichtliche Bruchstellen zu begreifen. Denken Sie z.B. an Kracauers Dictum von den unbeachteten Oberflächenerscheinungen, die ernst zu nehmen wären, um solcherart Einblick in die Gesamtverfassung einer Gesellschaft zu erhalten, seine Wertschätzung städtischer Improvisationsräume, bzw. der »Kraft« der Räume, Erinnerungen entstehen zu lassen, usw. – Zugleich war 1989 Thomas Y. Levins umfassende Bibliographie erschienen – eine bewundernswerte Leistung angesichts Kracauers exilbedingter »exterritorialer« Lebensweise und der Verstreutheit seiner Publikationen. Und dadurch bekamen einige Aspekte von Kracauers Werk plötzlich neues Licht und Farbe, es entstanden Forschungen, die vom Werk ausgehend neue Hintergründe ans Tageslicht brachten.

Kracauer vereinte in sich beachtliche Gegensätze. Er wurde nach seinem Studium der Architektur, Soziologie und Philosophie zu einem der Feuilleton-Redakteure der Frankfurter Zeitung. Trotz einer produktiven Redakteurs- und Schreibtätigkeit gab er sich dem Flanieren durch die Straßen hin; oder auch einem »Strßenrausch«. Ihm wird ein chaplinesk-melancholisch-komischer Blick auf die Welt attestiert. Er entdeckte den Film als neuralgische Zone des Städtischen. Er begab sich zu Studienzwecken als »transzendental Obdachloser« in fremde Welten, um sie teilnehmend oder phänomenologisch zu beobachten ... Das ist doch eine sehr interessante Wechselwirkung eines Sich-methodisch-außerhalb-Stellens – um dann andererseits z.B. innerhalb einer Zeitungswelt bestens zu funktionieren?

Ich denke, Sie haben eben stichwortartig einige wichtige Momente der Kulturdiagnose Kracauers umrissen. Tatsächlich lebte die deutsche Nachkriegsgesellschaft von 1918 im Zustand von Anomie. Und in dieser Situation bestand einfach die materielle Notwendigkeit, sich angesichts wachsender Geldentwertung einen einigermaßen sicheren Brotberuf zu suchen – die Stellung als Vollredakteur in der FZ hat Kracauer ja erst relativ spät, nicht vor 1924 erreicht. Und sein 1934 die FZ-Verhältnisse frei reflektierender Roman »Georg« legt beredt von den Nöten dieser journalistischen Existenzform Zeugnis ab. Zugleich aber hat Kracauer, ähnlich wie Walter Benjamin und Franz Hessel, in seiner Pariser Kurzprosa die Figur des Flaneurs wiederaufgegriffen, um eine erkenntniskritische, phantasiefreisetzende Kontrastfolie zu der rasanten Rationalisierung und Modernisierung des urbanen Lebens der Weimarer Zeit zu schaffen. Das hat mich sehr interessiert, wie diese Kontrastfolie beschaffen war, und ich meine, dass Kracauer da bewusst seine Quellen etwas im Dunkeln gelassen und seine Anregung durch die Fotografie Atgets nicht erwähnt hat. Aber interessanterweise war es dann wiederum gerade Kracauer, der im Selbstverlust der Melancholie ein gesteigertes Wahrnehmungsvermögen für Film, Fotografie und Prosa erkannte.

Die Frankfurter Zeitung während der Weimarer Republik: Der Herausgeber Benno Reifenberg versammelte eine illustre Schar an Schreibern und Intellektuellen. Und es wurden im Feuilleton zum Beispiel Miniaturen, aber auch ganze Studien wie etwa »Die Angestellten« von Kracauer in Fortsetzung publiziert. Mir kommt das aus heutiger Sicht unglaublich vor – Ihnen auch?

Ja, wobei übrigens die Angestellten zu Kracauers Zeiten nicht erst neu entdeckt werden mussten. Die Betrachtung, die sich vor allem um die rechtsförmige, ansatzweise auch kulturelle Seite ihrer Stellung drehte, reichte ja in Deutschland bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts zurück. Doch Kracauers »Safari« in die terra incognita der »neuesten« Angestelltenwelt zeigte erstmals, wie bei dieser Schicht Arbeit und Freizeit ineinandergriffen, wie die ökonomischen Rationalisierungsmaßnahmen die individuelle Existenz bedrohten und wie die dafür bereitgestellten kulturindustriellen Zerstreuungsangebote beschaffen waren. So gelang es Kracauer – wie Mülder-Bach gezeigt hat – den spezifisch modernen Prozess der Identitätsbildung im Moment der Entstehung freizulegen, ein viel anspruchsvolleres Vorhaben als die kurze Zeitaufnahme einer Reportage. Und diese kritische Perspektive rührte an eine politische Grundsubstanz, die andere Intellektuelle, die sonst im liberalen Feuilleton der FZ hochkulturelle Themen behandelten, lieber auf sich beruhen ließen.

Es fällt im Buch die wiederkehrende Phrase der »Modernisierung des Intellektuellen« auf. Sie führt an einer Stelle zur Einführung des Begriffes der Ethnographie, die ihre Erkenntnisse in Bezug zur Sprache setzt. Ich beziehe mich hier auf den zitierten Satz von Clifford Geertz, sinngemäß: »Was tut der Ethnograph – Er schreibt«.

Wenn Sie sich erinnern, dann sind wir mit dem Thema Ethnographie durchaus vorsichtig umgegangen. Während Mülder-Bach Kracauers Studie über die Angestellten als »ethnographisches« Projekt entwickelt, hat Ph. Despoix gleich zu Beginn seines Beitrags die Frage aufgeworfen, mit welcher Berechtigung man Kracauer als Vorboten einer urbanen Ethnographie bezeichnen könnte. Ihm ging es dabei um das literarische Genre der Stadtminiatur, in welcher Kracauer zwischen 1925-33 die chronologische Wandlung großstädtischen Lebens als eines anonymen Kollektiven festgehalten hat. Die Idee der Lesbarkeit der Stadt ist selbstverständlich älter und geht auf die Spätaufklärung und Autoren wie Rousseu, Diderot und Mercier zurück. Ich habe den Begriff Ethnographie, glaube ich, vermieden, aber wenn man sich die fotografische Stadterkundung Atgets ansieht, dann hat das natürlich auch eine Systematik, die der Ethnographie ähnelt. Die Kracauersche Arbeit an der Modernisierung intellektueller Existenz durchzieht das Buch hingegen als Leitthema. Sich »ohne jede ideologische Schutzhülle an die Bruchstelle unserer Gesellschaftskonstruktion« zu begeben, das war die Kracauersche Ambition. Und wenn wir genauer hinsehen, dann durchdringen sich hier die Spielfelder der Moderne, wie Breidecker gezeigt hat, und es wären unter den lebenslang geistigen Verbündeten auch noch Sigfried Giedion und Erwin Panofsky zu nennen.

Ich möchte mit einer sehr offenen Frage fortsetzen. Sie haben selbst einen sehr vielschichtigen Beitrag geschrieben, »Der gläserne Mensch – Siegfried Kracauer als Vermittler einer neuen Formensprache der Architektur«: Kracauers Leistungen in den Feldern Film und Architektur sind sehr unterschiedlich bekannt geworden, obwohl das Städtische in all seinen Ausformungen stets im Fokus seines Interesses lag. Woran kann das Ihrer Meinung nach liegen?

Sie haben recht: Die Leistung Kracauers wird immer noch vor allem mit dem Film assoziiert und die Architektur erscheint als ein peripheres Nebengleis, bzw. biographisch gesehen, als ungeliebter Broterwerb in der Osnabrücker Provinz. Das bleibt auch richtig. Doch andererseits faszinierte mich der Gedanke an Kracauers beobachtender Teilnahme am Frankfurter »Rat für künstlerische Angelegenheiten« nach 1918, denn es waren ja völlig neue Weichenstellungen nach dem desaströsen Kriegsende, und die Planungen der hervorragendsten Städtebauer wurden damals diskutiert, es ging um Sinn und Unsinn von Hochhäusern – für diesen deutschlandweiten Propagandafeldzug hat Kracauer ja auch eine liberal zu nennende, wohl dosierte Lanze gebrochen. Und er hat sich Gedanken gemacht über die Zukunft des Architektenberufs und die Abschaffung der Ornamentbegeisterung des Historismus. Allmählich stieß ich dann auf das Muster, wie Kracauer seine Position an der FZ als Vermittler einer grundlegenden urbanen Modernisierung aufgebaut hat. Mit welcher Demokratieemphase er die Stadtbewohner über die Veränderungen seines Umfeldes informieren wollte, wir können von dieser Transparenz heute nur träumen. Und ich bemerkte, dass er sich weniger um die Bauhäusler kümmerte, die ohnehin im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit standen, sondern den Werkbund stark machen wollte, der als Modernisierungsagentur in Deutschland, Österreich und der Schweiz ja nicht weniger wichtig war. Natürlich interessierte mich auch, wie er die kommenden Siedlungsbewohner auf die soziale Errungenschaft dieser neuen normierten Häuser vorbereitete. Nun, das alles hat Kracauer nicht zu einem Architekturkritiker gemacht und das meiste (wie viel?) fiel wohl in seinen Bereich als Lokalredakteur, aber er war Vermittler dieser Bestrebungen zur Öffentlichkeit hin und hat dann seine Interessen grundsätzlich in eine Richtung gebracht, bei der ihm sein städtisches Raumvorstellungsvermögen aus der früheren Zeit doch große Dienste geleistet hat.

Warum lohnt es auch heute, Kracauer zu lesen?

Es gibt viele Gründe: Kracauers Romane »Georg« und »Ginster« sind aus vielen Gründen nicht veraltet, im Gegenteil: am »Ginster« kann man das Phänomen der »Masse« soziologisch aber auch literarisch hervorragend, und zwar in nuce studieren, die Werkausgabe ist nach jahrelangem Stillstand erfreulicherweise nun zu den Schriften aus dem Nachlass vorgedrungen; an Kracauer faszinieren aber neben seiner Kurzprosa auch seine Rezensionen, seine Kommentare zur Bibelübersetzung von Buber/Rosenzweig etwa, seine Prosa über die alternativen Welten der 20er Jahre: Es ist, als wenn Sie durch ein Museum über die 20er Jahre flanieren würden. Es ist der Blick des »Fremden« in der Gesellschaft, den Kracauer so produktiv zu machen weiß – und empfiehlt uns nicht die Anthropologie, den Blick zurück auf unsere Gesellschaft zu werfen?



Christine Holste (Hg.): »Kracauers Blick, Anstöße zu einer Ethnographie des Städtischen«. PHILO&PhiloFineArts, Hamburg 2006, 19,80 Euro.

Tanja Brandmayr ist freie Kunst- und Kulturschaffende und lebt in Linz.

Mythos Medienkunst



Karl Marx Jewelry, 2010





Diesmal ist mein Interviewpartner Rainer Ganahl. Rainer war in den 80ern vorerst als Videokünstler, später als Konzeptkünstler tätig. Er hat den Computer wie viele andere österreichische Künstler vorerst als reines Werkszeug für seine Videos verwendet. Rainer war bis Mitte der 80er sehr in Wien tätig, ich glaube, dann ist ihm langweilig geworden und er hat sich in ganz Europa an mehreren Kunsthochschulen rumgetrieben. Interessant wurden seine Arbeiten für mich Anfang der 90er, als er sich von Video löste und das Museum als Wohnung und Sprachlehrplatz nutzte. Viel Spaβ mit Rainer Ganahl wünscht *Franz Xaver*.

Franz Xaver: ***Hallo Rainer, als wir uns vor ca. 25 Jahren auf der Hochschule für Angewandte Kunst in Wien kennenlernten, war auch der Homecomputer sehr modern, eine Zukunftsmaschine, die auch von Künstlerinnen benutzt wurde. Ich kann mich da an ein Video von Dir erinnern, in dem mehrere Ebenen (Layer) zur selben Zeit zu sehen waren. In wieweit hat der Computer (Homecomputer) damals wie heute deine Arbeiten beeinflusst.***


Counting backwards, Approaching the era of Alfred Jarry (1873 - 1907), 2011

Rainer Ganahl: Ja, der Macintosh von 1985 hat mir den Weg in die Kunst geöffnet. Dazu muss aber auch gleich gesagt werden, dass es nicht nur die Maschinen waren, die mir das Leben verändert haben, sondern vor allem die Lehrer, die uns mit Wissen und einer bestimmten Art zu Denken versorgten. Ich habe sehr viel Peter Weibel und Roy Ascott zu verdanken, die mich dann auch zur weiterführenden Literatur verwiesen haben. Obwohl ich fast ausschließlich nur mit Computern denke, kommuniziere und mein Leben und meine Arbeit damit organisiere, waren und sind es heute dennoch nur Denk- und Anschauungsweisen, die mein Schaffen und Reagieren bestimmen. Von Anfang an interessierte ich mich hauptsächlich für die Frage nach dem Interface, der Schnittstelle, die ich keineswegs nur in digitalen Rechnern aufsuchte. Das hat sich bis heute kaum geändert, obwohl mein Aktionsradius sich aus dem Bereich Medienkunst weit entfernt hat.

Franz Xaver: ***Lassen wir den Begriff Medienkunst weg, damit kann ich auch nicht viel anfangen. Später ist dann ja noch der Begriff Netzkunst dazugekommen, ein weiterer schwammiger Begriff. Mir gehts in der Interviewreihe eigenlich nur um den Zeitabschnitt bis in die Mitte der 90er Jahre. Also die Zeit in der Inter- bz.w Transdisziplinaritaet und Interaktivitaet aktuelle Themen waren. Später ist dezentrales Arbeiten noch dazugekommen. Soweit ich mich erinnere, hast du dich diesen Themen nicht über die Technologie genähert. Du hast andere künstlerische Praktiken und Genres verwendet. Da erinnere ich mich, dass du an mehreren Hochschulen gleichzeitig studiert hast und per Autostopp immer quer durch Europa getrampt bist.***

Rainer Ganahl: Ja, das stimmt. Denn in Wien bekam ich ja keinen Zugang zu den Maschinen. Um damals in den 80er Jahren ein Video schneiden zu können, brauchte man sehr große teure Maschinen, die sich nur Institutionen, Schulen und Firmen leisten konnten. Deshalb bin ich de facto wirklich per Anhalter im Januar 1986 nach England getrampt, um dort an der Schule von Roy Ascott zu studieren. Studieren hieß damals für mich einfach nur einen Zugang zu den Maschinen zu bekommen. Die Kunstakademie in Gwent hatte einen australischen Videosynthesizer, mit dem ich u.a. die von Dir eingangs erwähnten Videos »Woman descending the staircase« oder »Stationary Imagination« gemacht habe. Beide Videos wurden etwas später vom Centre Pompidou gekauft und auch im ORF ausgestrahlt. Ich verdanke diese Arbeiten von 1986 Geräten, durch die ich reines TV-Werbematerial und simple Amiga-Bilder wie durch einen Fleischwolf laufen lassen konnte. Wie Virilio, der damals sagte, dass ihn nur die Geschwindigkeit der Bilder interessierte, so faszinierte mich nur die eskalierende digitale Dekomposition dieser rotierenden Bilder, die ich mit einem Konzept, einem Titel, schnellen Schnitten, und etwas electro/digitalem Glück abgefangen habe ohne auf eine gewisse Mischung aus Poesie, Theorie und Kunstgeschichte zu vergessen.

Nach einem Semester als Austauschschüler in England zog ich als offizieller Student nach Paris an die ENSAD, wo ich zwei Jahre verbrachte, ohne jedoch auf die seltenen aber dennoch regelmäßigen Weibel-Vorlesungen in Wien zu verzichten. In Paris konnte ich auch die Vorlesungen von Derrida und Eco der Ecole Normale besuchen, die sich direkt neben der ENSAD auch auf der rue d'Ulm befand. So gegen Ende der 80er Jahre habe ich mich auch bei Nam June Paik an der Akademie Düsseldort eingeschrieben, der ebenfalls nur einmal im Semester kam. Ich war dann offiziell an drei Schulen und wechselte je nach Maschinengebrauch und Professorenanwesenheit zwischen Paris, Wien und Düsseldorf. Mit meinem Fokus auf Computerschnittstellen – windows, files usw. – und den damit zusammenhängenden kulturellen Implikationen als auch meinem Interesse am Kunstmarkt unter dem Gesichtspunkt der Logokultur verlor ich recht schnell das Interesse am bewegten Bild. Was ich hier Kunstmarkt nenne war nicht etwa ein realer Ort, an dem ich teilgenommen habe, im Gegenteil, es war für mich eine abstrakte Projektionsfläche, über die man las und raisonnierte und zu der man künstlerische Arbeiten machte. Eine meiner allerersten Text-Bildarbeiten am Macintosh von 1986 bestand aus einer Art abstraktem Comic-strip, eine theoretisch-poetische Reflexion zum Thema Objekte und Stillleben, die zwischen Baudrillard, Kunstgeschichte, Kunstmarkt und artforum mit viel Text und Computer-doodles rumbalanzierte. Mit diesen Arbeiten fand ich 1989/1999 nicht nur Eingang in die Galerie Philomene Magers, sondern auch in das Independent Study Programm des Whitney Museum of American Art in New York. Mit dem Umzug nach New York 1990 wurde aus meinem School-hitchhiking Sesshaftigkeit und ich diese Stadt seither nie mehr länger als nur für projektspezifische Reisen verlassen. Auch die Maschinen wurden kleiner, billiger und für meine künstlerischen Arbeiten einfach zugänglich und erübrigten das Maschinensquating.


DADALENIN CREDIT CRUNCH MEAL

Franz Xaver: ***Das ist ja genau das, was ich von dir hören wollte. Du hast Dich dadurch von der örtlichen Gebundenheit gelöst. Also die Charakteristika der Medienkunst vor dem Internet (damit meine ich das www Mitte der 90er Jahre) waren unter anderem: Dezentral, Interaktiv Interdisziplinär. Diese Forderungen haben sich durch das Internet Mitte der 90erJahre erfüllt. War damit für dich die Medienkunst zu Ende? Parallel mit dem Internet kam auch noch die Copyleftbewegung, wieweit hatte das einen Einfluss auf deine Arbeiten?***

Rainer Ganahl: Lustig, so kann man es auch sehen. Der Begriff Medienkunst hatte für mich schon vor der Ankunft in New York 1990 ausgedient. Ich hatte ihn mehr mit Institutionen – Medienklasse an der Angewandten in Wien mit Peter Weibel, die Festivals, diverse Institute usw. – verbunden und weniger mit der eigenen künstlerischen Praxis. Ich musste auch lange damit kämpfen, nicht als Medienkünstler klassifiziert und de facto von der Kunstwelt aussortiert zu werden, was vor allem in den deutschsprachigen Ländern nicht einfach war, da dort die so genannte Medienkunst bis heute ein tapferes Eigenleben mit Tempel im ZKM unterhält. Da Leute sehr gerne einem tags and stickers auf die Birnen kleben, fing ich an, vorbeugend mich als Konzeptkünstler auszugeben, um damit den MK-marker loszuwerden. Ich nenne mich aber schon seit langem nicht mehr Konzeptkünstler, weil auch das limitierend und fehlleitend ist. Nun, wie es aber mit der sogenannten Medienkunst weiterging, kann ich nicht mehr so genau beurteilen, denn ich habe seit den 1980er Jahren keine Ars Electronica oder sonst was in der Richtung besucht.

Mein enger Kontakt mit Wolfgang Staehle und dem Thing New York war sehr schnell wie durch Zufall geschaffen, de facto aber über Galeriebesuche und Parties erleichtert, in denen keine Medienkunst zelebriert wurde. Ich war von Anfang an mit Bulletin Boards am Thing dabei ohne überhaupt gemerkt zu haben, dass das 5 Jahre früher schon bei Roy Ascott in Wien praktiziert wurde. In Wien – so schien mir jedoch – hatte man das Medium gefeiert und es als Affirmation der Medienklasse verstanden; in New York ging es um Inhalte, gesellschaftliche Diskussionen und die Veränderungen, die die vernetzte Welt bringt, ohne jedoch den Nahkontakt zur New Yorker Welt der Galerien und zur globalen Welt schlechthin zu verlieren. Interessanterweise sind damals hier kaum solche Masterbegriffe wie media art oder Netzkunst verwendet worden. bzw. sollte es sie gegeben haben, sind sie mir nicht aufgefallen, weil sie keine identitätsstiftende Funktion hatten. Auch war für mich The Thing New York nur einer der gesellschaftlichen Anlaufpunkte, und selbst der hatte viele nicht-medienspezifische Aspekte.







Meine frühen Projekte mit dem Thing waren in meine herkömmliche Praxis von Kunstmachen eingebunden und nicht umgekehrt. New York stand in keiner Weise im Banne der Medienkunst, die ja in Deutschland bis in die ministeriellen Ebenen durchdrang und demzufolge Medienzentren und Forschungsstätten fast als nationale Aufholjagd gefordert und geschaffen wurden. Selbst Nam Jun Paik – unter dessen Loft ich für kurze Zeit lebte, wurde nicht als Medienkünstler verkauft, sondern einfach nur als Künstler, oder wenn es mit einem Präfix kommen musste, als Fluxuskünstler.

Was die Copyleftbewegung angeht, so möchte ich nur kurz bemerken, dass einer meiner ersten Artikel zum Internet – heute würde man von Blogs sprechen – am BBS (Bulletin Board System) schon das Thema der Verdoppelung der Welt im Netz adressierte. Mir war sehr schnell klar, dass die Free For All – No Commercial Weltwirtschaft am Netz nicht lange anhalten würde und das Netz sich bald so formieren wird, dass die bestehenden durch den Markt und die Firmen dominierten Verhältnisse sich online replizieren. In diesen Wochen warte ich darauf, dass für mich die gratis online subscribtion der New York Times ein Ende nehmen wird, wobei ich die pay wall akzeptieren werde und mir wünsche, dass die Zeitung dadurch überlebt. Ich zahle lieber monatlich Geld und habe eine gute Zeitung als die üblichen Ramschkurznachrichten umsonst. Es muss irgendwann zu einer kritischen Grenze kommen, wo das freeloading qualitative Konsequenzen hat. Solange erfolgreiche Geschäftsmodelle Zahlungsfreiheit garantieren, finde ich das super, monetär zwangslos zu bleiben, aber wenn ich sehe, wie z.b. autonomer Journalismus oder Lebens(mittel)qualität durch Billigproduktion leiden, stellt sich mir diese Frage neu – was ist der wirkliche Preis für billiges Fleisch, billiges Produkte aus China, billige Schokolade usw. ?

»I love Libya« T-Shirt

Franz Xaver: ***Ich finde die Situation in der wir Leben im Moment ein wenig sonderbar. Alle Bereiche, die mit Medien und Information arbeiten, kommen ins Straucheln. Da meine ich nicht die Medienkunst,, die ist sofort mit dem Internet verschwunden. Ich meine auch die Wirtschafts- und Finanzwelten, die Faktoren, die unsere Zukunft konstruieren sollten. Die Informationsvorteile schrumpfen mit fortschreitender Technologie. Reflexionen der eigenen Informationswelt sind scheinbar nicht mehr möglich. Die Kunst, und unser Intellekt versagen, wenns darum geht, das eigene System zu reflektieren.***

Rainer Ganahl: Die Welt war nie perfekt, gerecht oder verständlich und einfühlsam und wird es auch nie sein, was aber nicht heißen soll, dass man an der Verbesserung der Zustände nicht arbeiten sollte. Nun, das Erdbeben und vor allem der Tsunami waren ja vorprogrammiert – man musste mit ihnen rechnen. Die klassischen Tsunami-Zeichnungen der alten Japaner kriegen für mich nun eine ganz andere Bedeutung und ich sehe in ihnen jetzt nicht mehr nur ein ästhetisches Kunstwollen, eine Art Bildthema, sondern eine Katastrophenaufzeichnung, hinter der viele verschluckte Leben und Zerstörung stecken. Das nukleare Desaster ist eine Mischung aus worst case-Szenario, bad luck, aber auch krimineller Vertuschung und rücksichtsloser Profitgier im Filz von Großwirtschaft und Politik. Die Ereignisse im Nahen Osten sind auch historisch und geschichtemachend, aber auch das ist nichts Neues, mit oder ohne facebook oder twitter. Jedes Zeitalter hat seine Medien und Informationsvor- und -nachteile. Die Dynamik von Kontrolle, Zensur, Gewalt und Rebellion ist dieselbe. Zu jeder Zeit spielten technologische Umwälzungen eine Rolle.

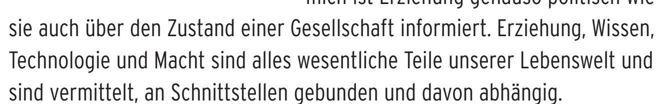


Ce qui rule - That Which Rolls - Early Forms of Rollin' Rock, film props, 2008

Interessant finde ich, dass du von Informationsvorteilen sprichst. Dazu möchte ich nur hinzufügen, dass es nicht die Information ist, die zählt, sondern die Verarbeitung und das Verständnis von Information und Wissen. Und da wird es so schnell zu keinem Ausgleich kommen, vielleicht im Gegenteil: eine noch schlimmere Bifurkation von denen, die Wissen haben und davon profitieren und denen, die von Bildung und Wissen ausgeschlossen bleiben. Was deine dystopische, quasi-nihilistische Reflexionsbemerkung angeht, so bin ich da anderer Meinung, denn wir sind sehr wohl in der Lage, unsere Systeme zu beobachten, zu kommentieren und zu verändern. Mir ist klar, dass es sich hier nicht um Kurzformeln handelt, noch um Propaganda oder andere vormodulierte Verständnis- und Handlungsangebote, die sich aber wie immer bei der Manipulation von Massen nützlich erweisen.

Franz Xaver: ***Zum Abschluss möchte ich gerne noch etwas zu deinen Sprach- und Pädagogikprojekten hören, denn soviel ich weiß, wurden die anfangs der 90er für dich sehr relevant und haben dich vom Computer entfernt.***

Rainer Ganahl: Ich verstand Sprachen und Pädagogik immer als eine Schnittstelle. 1990 in New York kam ich sofort mit Edward Said, Gayatri Spivak, Homi Bhabha, Stuart Hall in Kontakt, deren Eurozentrismuskritik für mich eine private kopernikanische Wende auslösten. Unter diesem verschobenen Gesichtspunkt wurde mein gesamtes Wissen wie die Sommerzeit um einige Längengrade verschoben. Dadurch mutierte mein Interesse an Fremdsprachen – eine Passion, die ich seit meiner Kindheit bis heute ununterbrochen weiterpflege – zum reflexionsfähigen Politikum und wurde somit kunst- und theorietauglich. Ich fing an, mein Fremdsprachenlernen als Teil meiner künstlerischen Praxis zu verstehen und bot selbst Sprachenunterricht als »basic linguistic services« an. Wissen verwandelte sich in eine vitale Frage der Machtverteilung, also in eine Währung, die künstlerisch und theoretisch verhandelt werden musste. Das Erlernen von Japanisch, Koreanisch, Chinesisch, Neugriechisch, Russisch usw. wurde zu einer quasi-Obsession, von der ich bis heute nicht abgelassen habe. Es entstanden Arbeiten mit den selbstsprechenden Titeln »My First 500 Hours Basic Arabic«, »My Second 500 Hours Basic Chinese« oder »Please, teach me Basic Modern Greek.« Leseseminare kamen 1993 ins Repertoire und sind – wie das Sprachenlernen bis heute noch Teil meines künstlerischen Spektrums. Ich werde z. B. im Mai dieses Jahres in Manchester ein Friedrich Engels-Leseseminar als Kunstprojekt machen und eine ganze Ausstellung zu diesem Thema kreieren. Die Seminar/Lecture-Arbeiten, ebenfalls ein endloser Arbeitszyklus, der aus Fotos von Vorlesungen und Seminaren besteht, begann 1995 und stellt die Frage von Erziehungspolitik immer wieder neu. Für mich ist Erziehung genauso politisch wie sie auch über den Zustand einer Gesellschaft informiert. Erziehung, Wissen, Technologie und Macht sind alles wesentliche Teile unserer Lebenswelt und sind vermittelt, an Schnittstellen gebunden und davon abhängig.



Franz Xaver: ***Und was für eine Rolle spielen dabei für Dich Kunst und Theorie?***

Rainer Ganahl: Kunst und Theorie sind für mich freie, sekuläre aber umstrittene Spielplätze und Beobachtungsstationen einer Gesellschaft, um die sich Denker, Künstler, Revolutionäre und viele andere in den letzten 250 Jahren bemüht haben. Wenn Diktaturen oder Theokratien die Zivilgesellschaft und deren freie autonome Organe eliminieren, ist es auch schlecht um die Kunst und das Reflektionsniveau bestellt. Lebendige Schnittstellen werden zerschnitten und oppressiv, egal wer das Sagen hat – das heißt unabhängig davon, ob es eine politisch erstarrte ikonoklastische Autokratie ist in der Form einer Partei und/oder einer Person oder ob es profitable Konzerne sind, die mit Zwangsmethoden den Takt angeben und Differenzen, Vielfältigkeit mit unfairen Methoden eliminieren. Kunst – ob mit alten oder neuen Medien – wird als solche nie ihre Legitimität verlieren, egal ob sie sich verkauft, ob sie gesammelt oder diskutiert wird. Sie wird ein Interface bleiben, der keine Technologie das Wasser abschneiden oder den Strom abschalten kann. Kunst ist identisch mit der Schönheit eines klaren Neins im Angesicht von zwanghafter Jasagerei. Kunst ist ein Dialekt, der jedem Wörterbucheintrag vorauseilt. Kunst privilegiert nicht nur Künstler, die sie sich dem Zwang der Gegebenheiten zu entziehen wissen, sondern auch all jene, die sich für Kunst interessieren. Kunst ist also das perfekte interaktive Spinnennetz, in dem diskret oder indiskret persönliche und gesellschaftlche Sekretionen ausgetauscht und weiterverarbeitet werden können.

New York, März 2011

www.ganahl.info, www.dadalenin.com, www.useabicycle.com, www.ganahl-marx.com, www.properteaistheft.info, www.Iwannabechinese.com, www.Iwannabealfredjarry.me, www.perpetualmotionfood.com, www.please-teachmechinese.com

Filmstoff Migration

Ein Gespräch über Stadt, Migration und Identität mit Lotte Schreiber, der Kuratorin der gleichnamigen Programmsektion beim diesjährigen »crossing europe«-Filmfestival. Von *Michael Gams*.

Wo liegen die zentralen Unterschiede zur letztjährigen von Ihnen kuratierten Sektion »Reclaiming Space«?

Im Thema, welches sich am jeweiligen Jahresthemenschwerpunkt des afo orientiert. Letztes Jahr »Reclaiming Space«, dieses Jahr »Stadt, Migration, Identität«. Parallel zum Festival wird am 13.4. um 17:00 im afo, die von Peter Arlt kuratierte Ausstellung »Viertelwelten« eröffnet, die kritisch über Modelle interkulturellen Wohnens reflektiert. Darüber hinaus wird es heuer bei Crossing Europe einen Programmplatz mehr geben – also vier Filme zum Thema.

Welche Filme erwarten uns heuer in der Sektion »Stadt, Migration, Identität«?

Vier sehr unterschiedliche Dokumentationen, die das Leben von Menschen mit Migrationshintergrund in vier unterschiedlichen europäischen Städten beleuchten - Bern, Berlin, Calais und die Ränder von Paris.

Knapp über 15 Prozent der Linzer EinwohnerInnen haben einen so genannten »Migrationshintergrund«. Selbst im vergleichsweise kleinen Linz ist Migration ein häufig besprochenes Thema, unter anderem in so unappetitlichen Zusammenhängen wie dem Bettelverbot, vor dem Hintergrund angeblicher »ausländischer Bettelbanden«. Wie rücken die Filme der Sektion »Stadt-Migration-Identität« Bilder wie dieses zurecht?

Dass die so genannten »Bettelbanden« bisher jeglicher Beweisführung entbehren, sollte jeder wissen, der seine Informationen abseits der populistischen Medien gewinnt. Es gibt sie einfach nicht! Einer der gezeigten Filme, »Le bateau au carton« (Übers.: das Papierschiff) gibt uns Einblick in das Leben der Volksgruppe der Roma, die vor der bitteren Armut und Diskriminierung aus ihrer Heimat Rumänien nach Frankreich geflüchtet sind. Der Film lässt uns mit großem Respekt vor den einzelnen Menschen an deren Bedürfnissen und Träumen teilhaben und zeigt ungeschönt ihren täglichen Kampf ums Überleben, fern jeglicher »Bettelbanden«-Vorurteile. Zwei Jahre lang verbringt der Filmemacher Vieira mit ihnen, in ihren selbstgezimmerten Barackensiedlungen, beobachtet mit der Kamera ihr alltägliches Familienleben und wird dabei auch Zeuge der groß angelegten Räumungs- und Abschiebungsaktionen der französischen Regierung.

»Neukölln Unlimited«« ist einer der Filme, die in dieser Sektion gezeigt werden. Was hat Sie dazu bewegt, ihn auszuwählen?



LE BATEAU EN CARTON (FR 2010, R: José Vieira)

Der Film zeigt abseits herkömmlicher Klischees und ohne auf die »Tränendrüse drücken zu wollen«, das Leben dreier libanesischer Geschwister im Berliner Migranten-Stadtteil Neukölln. Obwohl in Deutschland aufgewachsen und sozialisiert, müssen sie tagtäglich darum kämpfen, dass sie und ihre Familie nicht abgeschoben werden. Dabei gewährt der Film auch einen interessanten Einblick in den bürokratischen Instanzen-Dschungel eines Asylverfahrens - »Jeder Fall ist ein Einzelfall«. Es ist aber ein durchaus positiver Film, der die Motivation und Energie dieser jungen Leute vermittelt und auch zeigt, wie absurd der Gedanke ist, dass diese Menschen in ein Land abgeschoben werden sollen, dessen Sprache sie nicht mal wirklich beherrschen.

Der Film ist eine Doku aus der Perspektive der jugendlichen Geschwister Hassan, Lial und Maradona, die mit Hip Hop und Breakdance aufgewachsen sind und ihre Familie finanziell unterstützen müssen. Sie fühlen sich manchmal fremd in dem Land, in dem sie aufgewachsen sind. Wem würden sie diese Doku besonders ans Herz legen?



NEUKÖLLN UNLIMITED (DE 2010, R: Agostino Imondi & Dietmar Ratsch)

Jedem!

Filmtipp #1: Ein Boot aus Papier...

...wird nicht schwimmen. Im Film »Le bateau on carton« bildet diese an sich banale Erkenntnis den schrecklichen, geschichtlichen Hintergrund, vor dem zahlreiche Roma aus Rumänien flüchten. Die Roma-Gruppe, die der portugiesisch-französische Filmemacher José Vieira zwei Jahre lang mit der Kamera begleitet, weiß um die Geschichte mit dem »Papierboot«. Aber nicht nur Todesangst, auch Arbeitslosigkeit und Armut treiben Roma-Familien in die Flucht. Diese endet meist in Westeuropa, beispielsweise in Frankreich. Dort hoffen sie auf ein besseres Leben, zumindest können sie dort Geld erbetteln, um für ihre Familien zu sorgen. Der Film zeigt in einfachen Bildern, wie der Alltag in einem Roma-Lager nahe Paris abläuft, wie die Leute dort hausen und warum sie kaum eine andere Wahl haben. Männer, Frauen, Kinder, Alte und Junge leben auf engstem Raum, helfen sich, freunden sich an und sind sogar einigermaßen zufrieden. So lange, bis ein Bulldozer kommt und das Lager dem Erdboden gleich macht. Mit 300 Euro in der Hand werden die Roma »nach Hause« geschickt – in diesem Fall nach Rumänien. Dort bleiben sie so lange, bis sie die Armut wieder forttreibt. Die Kinder, entwurzelt und nirgends zu Hause, können keine Schule besuchen, nicht lesen, nicht schreiben. Ein Kreis, der sich nie zu schließen scheint. Vieira stellt diesen Kreis anschaulich dar, als Zuseher fühlt man sich plötzlich mitten in die Gruppe versetzt. Die nahe Autobahn und der ständig präsente Geräuschpegel derselben bilden eine fremdartig wirkende Kulisse, vor der die Protagonisten agieren. Holz holen, Hütten winterfest machen, Essen kochen, aber auch Musizieren und miteinander plaudern – zwischendurch kommen Erinnerungen an eigene Zeltlager während der Schulzeit auf. Vieira sorgt dafür, dass diese Erinnerungen nicht Überhand nehmen und lässt die Protagonisen unkommentiert zu Wort kommen. Ein kleiner Junge erzählt völlig abgeklärt über die Zerstörung des Lagers und die Abschiebung, ein erwachsener Mann hingegen reißt sich aus Verzweiflung selbst die Haare aus. Sehr wohl inszeniert wirken hingegen die »Familienportraits« vor den Baracken, die Vieira wohl als Nachdenkpausen und als dramaturgische Elemente einsetzen möchte. Ein Film, der vor allem vom Perspektivenwechsel profitiert und den sich dringendst Frankreichs, aber auch Österreichs verantwortliche Politikerinnen und Politiker anschauen sollten.

Filmtipp #2: Tanz für dein Bleiberecht!

Abschiebefälle kommen oft erst in die Medien, wenn es soweit ist, dass Leute auf Wiedersehen sagen müssen oder Kundgebungen für sie veranstaltet werden. Fälle wie Melitus (seit mehren Jahren Straßenzeitungsverkäufer in Linz) oder Ganaa (seit sechs Jahren Teil einer Gastfamilie in Steyr) gingen unlängst durch die Medien. Ausbildung, die deutsche Sprache, Freunde, Talent – das alles haben auch die drei Geschwister im Dokumentarfilm »Neukölln Unlimited« von Agostino Imondi und Dietmar Ratsch. Hassan ist Tänzer und »Leithammel« der Familie, seine Schwester Lial tanzt und singt, der jüngere – Maradona – tanzt Breakdance und ist darin einer der Besten in Deutschland. Und das mit 15 Jahren. Leider ist er in der Schule alles andere als Spitze. Genau hier liegt die Stärke des Films. Er zeigt die Geschwister, die mit ihrer libanesischen Mutter alleine im Berliner Stadtteil Neukölln leben, mit ihren Macken, Stärken und Schwächen. Junge Leute eben, da kann nicht alles perfekt laufen, ist man geneigt zu schreiben. Nur, dass es da einen Haken gibt: Sie müssen alleine für den Unterhalt der fünfköpfigen Familie aufkommen. Der Vater hat sich abgesetzt, ihre Mutter muss zu Hause bleiben und auf den Kleinsten schauen. So tragen sie Monat für Monat ihr Geld zusammen, damit die Familie legal im Land bleiben darf. Libanesisch kann außer der Mutter keiner von ihnen. Der Film lebt vor allem von den spektakulären Breakdance-, Sing- und Tanzsequenzen, die den eher grauen Alltag der Jugendlichen kontrastieren. Das Schöne daran: die Geschwister werden nicht als Opfer dargestellt. Sie kämpfen mit ihrem Schicksal, schöne Momente wechseln mit Niederlagen. Eine mitreißende Geschichte über drei Geschwister, die den Libanon nur vom Hörensagen kennen und dennoch um Asyl im eigenen Land – Deutschland – kämpfen müssen.

Michael Gams ist Chefredakteur der Frozine bei Radio Fro

Zero Tolerance im Landtag

Repression ist die sozialpolitische Strategie der vorherrschenden Parteien. Von *Franz Fend*.

Nachdem erst im Jahre 1975 im Rahmen der Strafrechtsreform bundesweit die Paragraphen für Bettelei und Landstreicherei abgeschafft worden sind, lassen die Bundesländer in jüngster Zeit nichts unversucht, ebendiese Straftatbestände durch die Hintertür der Polizeistrafgesetze wieder einzuführen. Bemerkenswert an den Bettelei- und Landstreichereiparagraphen, die übrigens aus dem Jahre 1885 stammten, war, dass durch sie Erwerbslosigkeit in Kombination mit Wohnungslosigkeit bestraft wurden. In Tirol und Salzburg wurden, kurz nachdem die entsprechenden Gesetze auf Bundesebene geändert wurden, eigene, den alten Maßgaben entsprechende Landesgesetze eingeführt. Erst in den Achtziger-Jahren wurden diese Gesetzte vom Verfassungsgerichtshof wegen Verfassungswidrigkeit aufgehoben. Die Phase des politischen Liberalismus währte allerdings nur kurz. Die Gesetze, die nun in der Steiermark und kürzlich auch in Oberösterreich beschlossen worden sind, knüpfen vollinhaltlich an die Gesetze aus der Habsburgerei an. Zwar wird Betteln nicht mehr mit Zuchthaus oder Einweisung in Arbeitshäuser bestraft, aber das Wesen der Gesetze bleibt das Gleiche: Die Armen werden kriminalisiert, damit das System, das arm macht, geschützt werden kann.



Erbärmliche Argumente

Die Argumente, die etwa in Oberösterreich angeführt werden, könnten erbärmlicher und verlogener nicht sein. Sie würden ja nur die international ausgebeuteten BettlerInnen schützen wollen, die in die Hände einer Mafia geraten seien und zum Betteln gezwungen werden, ist wohl das miserabelste Argument, das je gegen BettlerInnen vorgebracht worden ist. Ihnen ginge es ja nur um die gewerbsmäßige und organisierte Bettlerei so ihr Sermon. Abgesehen davon, dass Bettlerei immer gewerbsmäßig ist, weil es für die betroffenen Menschen die einzige Möglichkeit darstellt, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, zeigt sich hier die Niedertracht ihres Ansinnens besonders scharf. Mit dem Gerede von der Bettlermafia werde jene, die um ihr nacktes Überleben raufen, gleichgesetzt mit Schwerverbrechern. Es dient nur dazu, Angst zu schüren, um den geplanten Bettelverboten die nötige Akzeptanz zu verleihen. Es kriminalisiert die Armut und die Armen, es will glauben machen, arm sein sei organisierte Kriminalität. Weder seriöse Untersuchungen noch die Polizei konnten bis dato Hinweise erbringen, dass BettlerInnen aus dem Osten Europas von Hintermännern gezwungen würden, betteln zu gehen. Wiewohl auch für BettlerInnen ein gewisses Maß an Organisation gewiss hilfreich sein kann. Ohne Organisierung, davon zeugen gewerkschaftliche Auseinandersetzungen oder politische Kämpfe, kann man nicht erfolgreich sein.

Es ist eine Sprache des Hasses, die hier in die politische Debatte Einzug gefunden hat. Zum einen werden BettlerInnen zu Kriminellen umgedeutet, zum anderen wird der Begriff Organisierung in ein schiefes Licht gerückt. Organisierung, egal in welchem Zusammenhang, wird generell als etwas Anrüchiges, Verachtenswertes dargestellt. Das passt in den neoliberalen Zeitgeist des Individualismus und der Konkurrenz aller gegen alle, der Organisierung oder solidarische Bewältigung von Aufgaben als anachronistisch und leistungsfeindlich darstellt. Die Menschen könnten ja auf dumme Gedanken kommen.



Organisieren hilft

Indes gibt es zahlreiche Beispiele der Organisierung von BettlerInnen, die höchst erfolgreich waren. Man muss nicht die Dreigroschenoper von Brecht strapazieren, in welcher der Bettlerkönig Jonathan Jeremiah Peachum einen gut gehenden Laden betreibt, in dem er die Elendsten der Elenden mit dem Aussehen ausstattet, das der zunehmenden Verhärtung der Menschen begegnet und ihre Herzen öffnet. So manche Kritiker des Bettelns, wie etwa ein Kommentator von den Oberösterreichischen Nachrichten, welcher meint, den BettlerInnen sei am meisten geholfen, wenn man ihnen nichts gebe, dürfte nicht die Wirklichkeit sondern eher das Theaterstück vor Augen gehabt haben. Die Verhärtung der Menschen, die Brecht ansprach, repräsentiert der Kommentator auf exemplarische Weise.

In Indien hingegen war Betteln bis vor wenigen Jahren ein anerkannter Beruf. Als in den Neunziger-Jahren des letzten Jahrhunderts die Polizeiübergriffe gegen BettlerInnen und Straßenhändlerinnen immer massiver wurden, organisierten sich diese in einer Art Gewerkschaft, die binnen weniger Jahre mehrere Millionen Mitglieder hatte. Ihre Hauptforderung war: Die Polizeiübergriffe müssen aufhören. Die Gewerkschaft war durchaus erfolgreich. Der ÖGB, dem Prekarität und Organisierung der Prekären immer noch Fremdwörter sind, könnte sich von den organisierten BettlerInnen und Straßenhändlerinnen in Indien durchaus was abschauen.



Hierorts haben sich zwar nicht die BettlerInnen organisiert, jedoch gegen die Bettelverbotsgesetze haben sich in unterschiedlichen Städten so genannte Bettellobbys in Stellung gebracht. Mit einem spektakulären Massenbetteln in der Landstraße hat die Linzer Bettellobby etwa gegen die drohende Beschlussfassung des Bettelverbotes im oberösterreichischen Landtag mobilisiert. Die Beschlussfassung wurde zwar nicht verhindert, doch eine öffentliche Debatte des Themas wurde gewiss lanciert. Die Positionen, die von der Bettellobby in die Diskussion eingebracht wurden, sind in der Tat erörternswert. Etwas naiv mutet die Formulierung an, wonach die Politik bei der Bekämpfung der Armut nachlässig sei. Sie unterstellt, dass die vorherrschende Politik guten Willens wäre, Armut zu bekämpfen, aus irgendwelchen Gründen aber nicht erfolgreich sei. Zu fragen wäre vielmehr, ob es nicht genau umgekehrt ist, dass die staatliche Repression deswegen so forciert wird, weil eben keine Sozialpolitik, die den Namen auch verdient, mehr gemacht werden soll. Repression, so könnte man einwerfen, sei der Ersatz für Sozialpolitik.

Repressiver Sozialstaat

Es ist überdies nicht zu übersehen, dass die Wende hin zum »aktivierenden« – und das heißt nötigenfalls repressiven – Sozialstaat nicht denkbar wäre ohne eine bestimmte gesellschaftliche Grundhaltung, die auch die Sozialpolitik der 1950er und 1960er Jahre prägte. Natürlich besteht ein Unterschied zwischen der Zwangseinweisung in »Arbeitshäuser«, welche die Behörden in den 1960er Jahren gegen so genannte LandstreicherInnen und BettlerInnen praktizierten, die »zumutbare Arbeit« ablehnten oder sich weigerten sesshaft zu werden, und den heutigen Leistungskürzungen für Arbeitslose, die »zumutbare Arbeit« ablehnen. Doch eine Verwandtschaft ist unverkennbar. Es geht um den absoluten Verwertungszwang, den die neoliberale Ausformung des Gesellschaftssystems durchgesetzt hat. Dadurch nimmt die Gesellschaft heute gegenüber ihren Bedürftigen eine Anspruchshaltung ein. Mit dieser Grundhaltung nimmt auch die Bereitschaft der Mehrheit ab, sichtbare Armut im öffentlichen Raum zu akzeptieren, und darauf baut die Politik auch hierorts.



Fotos: Zoe* Fotografie

Das Bettelverbot, das im Oberösterreichische Landtag nun beschlossen wurde, hat neben der sozialpolitischen Dimension einen weiteren Hintergrund, der im virulenten Sicherheitsdiskurs verortet ist. Es ist die Strategie der »sauberen Städte«, die auch hierzulande Einzug gehalten hat. »Saubere Städte« ist in Zeiten des Neoliberalismus eine Metapher für die Unterwerfung sämtlicher städtischer Belange unter die Maßgaben der kapitalistischen Verwertung, des Konsums und des Spektakels. Alles, was sich dieser Verwertbarkeit und der Unterwerfung entzieht, so der entsprechende Schluss, muss aus den Städten entfernt werden. Dass die BettlerInnen nun ins Visier der Politik geraten sind, hat seine Gründe. Sie erzeugen schlechtes Gewissen, was dem Konsum abträglich sein könnte und sie zeigen eine soziale Lage, von der, und das ahnen die willigen KonsumentInnen durchaus, die Mehrheit der Menschen betroffen sein könnte. Mit der Erfindung der Bettlermafia ist der vorherrschenden Politik und den tonangebenden Medien ein genialer Schachzug geglückt. Sie lenkt ab, von den sozialen Widersprüchen in der Gesellschaft, BettlerInnen sind höchst sündenbocktauglich, was der demonstrativen Härte, die nun auch hierorts wieder Einzug halten soll, zusätzliche Legitimation verleiht. Dass diese Härte in Linz etwa von der neuen Stadtwache ausgeübt werden soll, scheint durchaus logisch. Sozial Deklassierte werden, aus Angst vor weiterem sozialen Abstieg, diese Aufgabe willig und mit besonderem Eifer ausführen.



Happy Gastgarting

In der diesjährigen Gastgartensaison des Café Strom, die an den ersten sonnigen Tage bereits eingeleitet wurde, gibt es einige Veränderungen anzukündigen. Von *Melanie Heckl.*

Vorweg, für alle Fans, die ein ausgeprägtes technisches Know How besitzen und darüber hinaus kulturell gesetzte Akzente zu schätzen wissen: Das Sonnendach wird wieder ein fixer Bestandteil des Gastgartens werden. Des Weiteren hat schon ein Bepflanzungsprojekt an der Hausfassade begonnen, um die doch etwas ergraute Umgebung zu »ergrünen«. Um den Besuch am Maindeck so attraktiv wie möglich zu gestalten, wurden mehrere Konzepte realisiert bzw. sind derzeit noch in Arbeit.
Zur Erhöhung des Gemütlichkeitsfaktors sowie um die kulturelle Ausprägung zu befriedigen, und auch die schon vorhanden Ressourcen adäquat einzusetzen, wurden bereits Prototypen der neuen Paletten-Couch-Generation erstellt. Diese Sitzgelegenheiten werden aus 5 Euro-Paletten hergestellt, die dann liebevoll mit einer wasserabweisenden Plane überzogen werden. Um den Sitzkomfort zu erhöhen, wird natürlich auch mit Schaumstoff gearbeitet.
Um dieses Jahr auch aktiv die allseits beliebten Maindeck-Stufen in unsere Gastgartenaktivität zu integrieren, werden eigens dafür Sitzpolster gefertigt, die im Café Strom gegen eine kleine Gebühr zu entleihen sind. Der ursprüngliche Grund, Sitzpolster für die Maindeck-Stufen anzubieten, diente zur Vorbeugung von Hämorriden, die, wie allseits bekannt, durch längeres Sitzen auf kaltem Untergrund hervorgerufen werden können. Leider muss ich – aufgrund meiner intensiven Recherche in diesem doch sehr mythenbelasteten Bereich – an dieser Stelle mitteilen, dass Hämorriden eindeutig nicht durch das Sitzen auf kalten Steinen hervorgerufen werden.

Aus Ermangelung an kreativen, schriftlichen Übergängen sind wir auch schon bei der nächsten Erweiterung am Maindeck angekommen. All jene, die bei der vorweihnachtlichen Glühweinaction teilgenommen haben, haben unseren, aus einem Gastank gefertigten Griller vor dem Café Strom bereits kennengelernt. Zwischenzeitlich als überdimensionierter Aschenbecher genutzt, bekommt er für die nächsten Monate eine neue Funktion. Das Schlagwort ist Open-Source-Griller. Alle interaktiven und computerunterstützten LeserInnen werden natürlich sofort wissen, worum es bei diesem Projekt geht. Für alle, die wie ich bei solchen New-Age-Wörtern zuerst Wikipedia zu Rate ziehen müssen: Ab sofort kann man zu seinem Besuch am Maindeck seine eigenen Grill-Utensilien mitbringen und den Open-Source-Griller nutzen. Zusätzlich zum bereits geläufigen und doch hochgeschätzten Essensangebot im Café Strom, können dort ab sofort auch Grillwaren in Form von Würsteln käuflich erworben werden. In erster Linie wird zu einer sonntäglichen Grillerei im Gastgarten geladen. Apropos Sonntag, da werden sogleich alle professionellen, sowie semi-professionellen Frisbee-Spieler und -Interessierte sowie Frisbee-Neulinge geladen, das Maindeck für eine sportliche Zusammenkunft zu nutzen.

The Book Fridge

Bücher geben, Bücher nehmen – ab 6. April an der Treppe vor der Stadtwerkstatt.

»Da ist ein Spiegel, der mich zum letzten Mal gesehen hat.
Da ist eine Tür, die ich bis ans Ende der Welt geschlossen habe.
Unter den Büchern in meiner Bibliothek (Ich habe sie vor mir)
Da sind einige darunter, die ich nie wieder öffnen werde.«

Diese Zeilen von Jorge Luis Borges – pardon my bad translation from english aus dem schönen Büchlein »So Many Books« von Gabriel Zaid (nein, das behalte ich!) - könnten vielleicht so manche Leserin, manchen Leser auf den Gedanken bringen, Bücher, die sie, die er nicht mehr lesen will, wegzugeben. Nur, wohin damit? Was in vielen Metropolen bereits gang und gebe ist, versucht die Stadtwerkstatt nun auch in Linz zu etablieren. (»Versucht« deshalb, weil sich in Linz leicht der Verdacht rührt, man sei in einer Stadt von Illiteraten, in der auf rund 200 000 EinwohnerInnen ganze 3 (!) Antiquariate kommen.) Im BOOK FRIDGE, ein ausgedienter Kühlschrank gefüllt mit Büchern, teilweise auch Tonträgern, können nun ebensolche alte hineingestellt werden und – für die LeserInnen – neue entnommen, mit nach Hause genommen oder auch gleich im Gastgarten des Café Strom gelesen werden.
BOOK FRIDGE, der offene Bücherschrank, ermöglicht, wie Klaus Nüchtern im Falter über das Wiener Pendant schrieb, »den bargeldlosen Buchverkehr ohne notwendigen Humankontakt«. Wenn die LeserInnen dieser Stadt mitspielen – eine große Sache!

k.


Foto: Silke Müller



VERLAUTBARUNGEN DES VERANSTALTUNGSDEZERNATS

STADTWERKSTATT & ANN AND PAT & junQ.at

proudly present

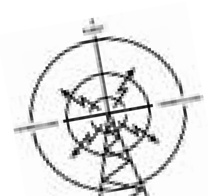
Paperbox Music Performance Contest

Sucht euch ein Lied aus, oder nehmt am besten selbst eure CD mit. Formiert euch zur Band oder kommt als Single Artists!
Baut euch eure eigenen **Instrumente aus Karton oder sonstiger Papierware** und ab geht's auf die Freiluftbühne am AEC Maindeck vor der Stadtwerkstatt.
Bei Schlechtwetter findet der Award im Lichthof (STWST Foyer) statt.
Eine hochkarätige Jury wird euren Auftritt und das schönste/kreativste Instrument bewerten. Es winken tolle Preise.

Wer zu Hause keine Möglichkeit oder Platz hat, ein Instrument zu fertigen, den laden wir schon ab 13.00 Uhr in die Stadtwerkstatt ein, um sich dort mit unserer Unterstützung eines zu basteln. Es werden auch Materialien zu Verfügung gestellt, solltet ihr keinen Zugang zu Karton und Konsorten haben.
Wir werden auch eine Backline mit Schlagzeug, Gitarre und Bass zur Verfügung stellen für die Bastelfaulen unter euch.

Als Abendprogramm präsentieren junQ.at die **CD Release Party** mit **3 Minuten Ei, Hinterland** und **Die AU** im Saal der Stadtwerkstatt.

Beginn Workshop:	13.00 Uhr in der Stadtwerkstatt
Beginn Contest:	15.00 Uhr am AEC Maindeck vor der Stadtwerkstatt
Preisverleihung:	ca. 16.00 Uhr auf der Freiluftbühne
Abendprogramm:	21.00 Uhr im Saal der Stadtwerkstatt
Anmeldung unter:	*info@ann-and-pat.at*





junQ.at

VERANSTALTUNGEN STWST

APRIL - JUNI

DI, 05.04.2011 21.30 Uhr
Black Math Horseman (Experimental//us) + **Mombu** (Experimental//it)

FR, 08.04.2011 21.30 Uhr
The Peacocks (rockabilly//ch) + **Knockout Society** (punk//at)

SA, 09.04.2011 22.00 Uhr
The Kilimanjaro Darkjazz Ensemble + Fulgeance + Jay Scarlet + Roman Rauch

SA, 16.04.2011 22.00 Uhr
DGTL*42 - Rollin Stoned (breakz/dnb/jungle/tek)

SA, 23.04.2011 22.00 Uhr
junQ@.at presents **CD Release Party** mit **3 Minuten Ei, Hinterland, Die Au** (hiphop//at)

DO, 28.04.2011 21.30 Uhr
Tides from Nebula (rock//pol) + **Hesus Attor** (cro)

SA, 30.04.2011 22.00 Uhr
MORPHED (dnb)

DO, 05.05.2011 22.00 Uhr
The Dead Class (punkrock//irl) + **Dead Western** (singersongwriter/us)

SA, 07.05.2011 22.00 Uhr
Future Sound #10 (electronic)

FR, 20.05.2011 22.00 Uhr
Linz Fest Nightline Tag 1 ft. FM4

SA, 21.05.2011 22.00 Uhr
Linz Fest Nightline Tag 2 ft. **Oxbow** (us) + **Seven That Spells** (hr)

FR, 27.05.2011 21.30 Uhr
Marracash Orchestra (dub/rock//de) + **DJ Ikebara**

SA, 28.05.2011 22.00 Uhr
ILLUTE (akustisch/minimal//de) + **Fresco** (alternativ/rock//at)

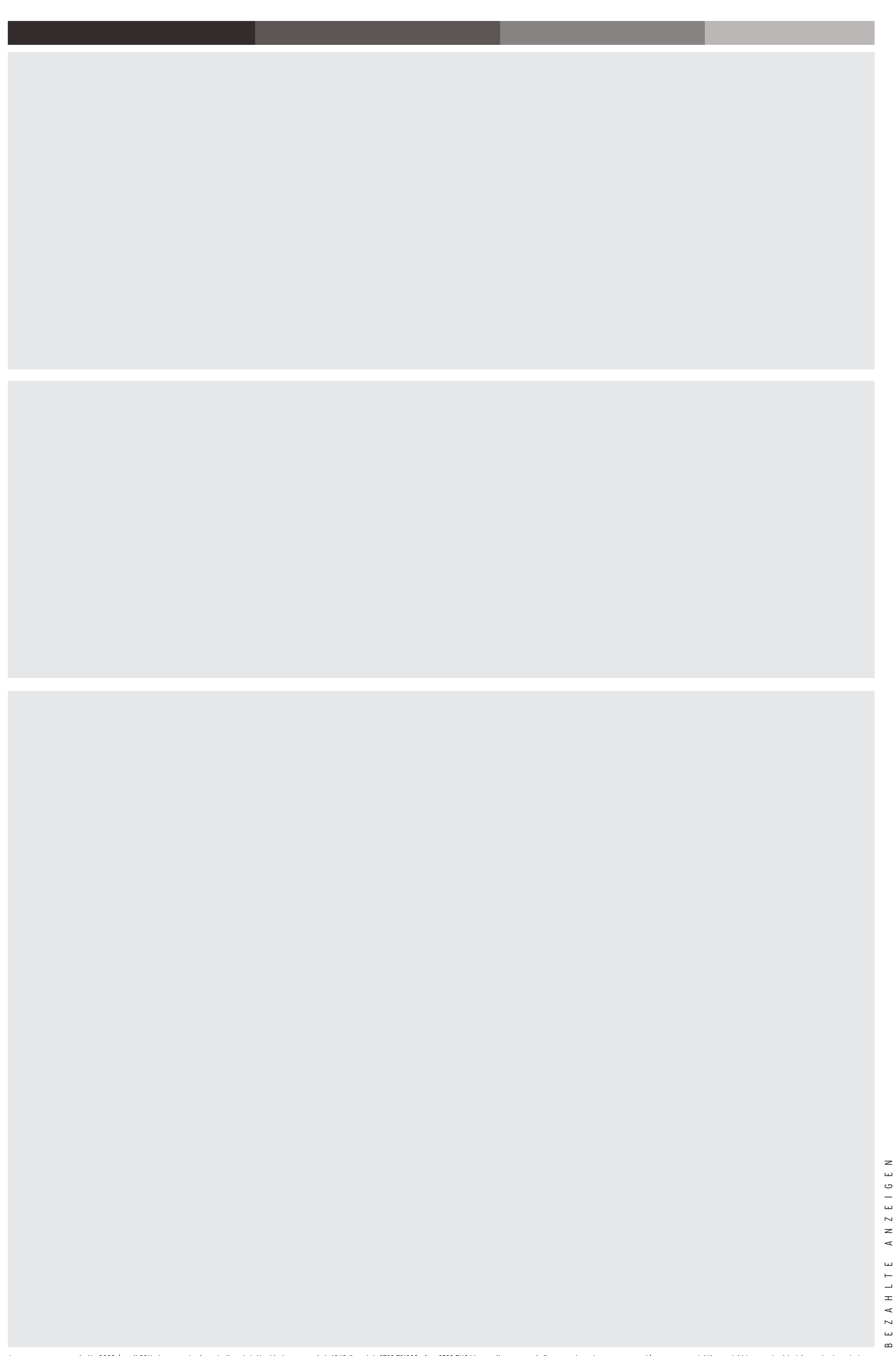
SO, 29.05.2011 ab 13.00 Uhr
servus-Clubraum
»Ideologie und Volksgemeinschaft. Eine kritische Einführung zum Thema Antisemitismus und Nationalsozialismus«.
Tagesseminar mit Luis Liendo Espinoza. Siehe Seite 7.

DO, 09.06.2011 19.00 Uhr
»Pogrommusik. Gustav Mahler und Theodor W. Adorno«
Vortrag von Gerhard Scheit. Siehe Seite 11.

Fr, 01.07.2011 17.00 Uhr
Ottensheim Open Air Tag 1

SA, 02.07.2011 17.00 Uhr
Ottensheim Open Air Tag 2





BEZAHLTE ANZEIGEN

Impressum versorgerin Nr. 0089 / april 2011 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . email: versorgerin@servus.at . web: www.servus.at/versorger . redaktion: astrid benzer, kurt holzinger, barbara huber, anna masoner, didi neidhart, olivia schütz . cover: astrid benzer . layout: astrid benzer, astrid.benzer@aon.at . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 7.500 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERSTATT, KIRCHENGASSE 4. 4040 LINZ**